Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Wahnsinnig auf Befehl.

Erzählung

von

Max Ring.

Leipzig.
Denicke's Verlag.
1885.

I.

Durch den herbstlich gefärbten Forst bewegte sich an einem klaren, kühlen Octobermorgen der fürstliche Jagdzug; an der Spitze desselben auf seinem schwarzen Leibroß der Herzog Theodor, ein kräftiger, imposanter Herr, dessen volles rothes Gesicht, harte steinerne Züge und kalte, stahlblaue Augen unter den buschigen, zusammengewachsenen Brauen einen unbeugsamen, fast grausamen Charakter verriethen.

An seiner Rechten ritt der gutmüthige, aber unbedeutende Erbprinz Ludwig; zur Linken die Lieblingstochter, Prinzessin Juliane, in grünem, die reizenden Formen und den schlanken Wuchs hervorhebendem Amazonenkleide; auf dem blonden, leicht gepuderten Lockenkopf das kecke, dreispitzige Männerhütchen mit der stolzen Reiherfeder und der blitzenden Demant-Agraffe; sie selbst bezaubernd schön und anmuthig wie eine Elfe des Waldes mit verführerischen Nixenaugen und rosigen Wangen.

Hinter den hohen Herrschaften sprengten die Damen und Kavaliere des Hofes in kleidsamer Jagdtracht; die Stallmeister, Büchsenspanner und Jäger mit ihren gewundenen Hörnern, in der Sonne blinkenden Büchsen und Hirschfängern, die Pikeniere und Treiber mit den ungeduldig an den Leinen zerrenden Hundekoppeln; ein buntes glänzendes Bild üppiger Pracht und Herrlichkeit.

Bald verkündigte das laute Schmettern der Fanfaren und das helle Bellen der losgelassenen Meute die Nähe des Wildes.

Bei diesen bekannten Tönen spornten die Reiter die schäumenden Pferde und stürmten wie die Windsbraut auf der Fährte des gehetzten Hirsches, der keuchend im rasenden Todeslauf über Gräben und Hecken setzte.

Immer toller brauste und tobte die wilde Jagd dahin; die Pferde schnaubten, die Hunde heulten, die Treiber schrieen und lärmten mit den rasselnden Klappern; die Wangen der Herren glühten, die Augen der Frauen blitzten vor fröhlicher Waidmannslust und die Schleier und Federn an ihren Hüten flatterten wie lustige Wimpel in der kühlen Morgenluft.

Im Eifer der Verfolgung wurde die bisherige Etiquette und Ordnung des Zuges nicht mehr so streng beachtet; die geschlossenen Glieder lösten sich auf und es bildeten sich einzelne kleinere Gruppen, welche durch Laune und Zufall wieder verbunden, auf verschiedenen Wegen die Spuren des Wildes verfolgten.

Auch die Prinzessin wurde von ihrem Vater getrennt und nur noch von dem ersten Jagdjunker, dem Freiherrn Franz von Eberstein, dem schönsten und muthigsten Kavalier des Hofes, begleitet, der treu wie ihr Schatten nicht von ihrer Seite wich.

Vor ihnen flog der gehetzte Hirsch, der in seiner Todesangst von der steilen Berglehne mit einem gewaltigen Satz in die Tiefe der zu ihren Füßen liegenden dunklen Waldschlucht sprang. Hinterdrein jagte die Prinzessin, indem sie das stutzende Pferd mit ihrer von Juwelen funkelnden Reitgerte zur höchsten Eile trieb.

Hoch bäumte sich das edle Roß, die verwegene Reiterin absetzend, welche nur noch mit einem Fuß im Steigbügel hing und in Gefahr schwebte, geschleift zu werden. Nur noch wenige Schritte und sie war rettungslos verloren, in den gähnenden Abgrund geschleudert.

In diesem verhängnisvollen Augenblicke warf sich mit der

Schnelligkeit des Blitzes der kühne Jagdjunker dem wilden Pferde entgegen. Ohne das eigene Leben zu achten, fiel er dem um sich schlagenden Thier mit eiserner Faust in die Zügel und fing die vor Schreck ohnmächtige Prinzessin in seinen Armen auf. Mit geschlossenen Augen ruhte sie bewußtlos an seinem vor Aufregung laut pochenden Herzen; auf seinen Schultern trug er die süße Last und bettete sie sanft auf dem weichen Rasen unter der alten, schattigen Eiche.

Hier lag sie stumm und bleich wie ein schönes, weißes Marmorbild. Das zierliche Hütchen war von ihrem Haupt gesunken; das im Fallen aufspringende Amazonenkleid ließ den prächtigen Nacken und schneeigen Busen sehen und um die Alabasterstirn flossen fessellos die blonden, aufgelösten Locken wie ein goldener Strom.

Vergeblich bemüht, die Prinzessin aus ihrer Ohnmacht zu wecken, kniete Herr von Eberstein an ihrer Seite, rathlos und unschlüssig, was er thun sollte, von den widersprechendsten Gedanken und Empfindungen, von Furcht und Hoffnung, von Schmerz und Wonne bestürmt.

Er liebte sie seit dem ersten Tage, an dem er sie gesehen heiß und leidenschaftlich, aber hoffnungslos und verzweifelnd, da eine unübersteigliche Schranke den armen Jagdjunker von der Tochter seines Herrn, des regierenden Herzogs, trennte, so daß es Vermessenheit, Wahnsinn gewesen wäre, nur an die Möglichkeit ihrer Gegenliebe zu denken.

Der Anblick der bewußtlosen Prinzessin, die ihm nie schöner als jetzt erschien, weckte in seinem Herzen die mühsam bezwungene Leidenschaft mit doppelter Stärke, so daß er kaum der Versuchung zu widerstehen vermochte, einen Kuß auf die süß verlockenden Lippen der Ohnmächtigen zu drücken, sollte er auch diese Verwegenheit mit seinem Leben büßen.

Schon neigte er sich zu ihr nieder, schon streifte sein

warmer Athem ihre kalten Wangen, als sie mit einem leisen Seufzer ihre großen, wunderbar glänzenden Augen aufschlug und ihn, wie aus einem schweren Traume erwachend, mit irren Blicken anstarrte.

„Wo bin ich?“ flüsterte sie mit schwacher Stimme. „Mon Dieu! Was ist mit mir geschehen? Wie kommen wir hierher?“

„Beruhigen sich Ihre Hoheit!“ erwiederte er verlegen. „Ein unbedeutender Zufall. Die Gefahr ist glücklich vorüber und Sie, dem Himmel sei Dank, unverletzt.“

„Welche Gefahr?“ fragte sie verwundert. „Ich weiß von nichts. Reden Sie, Herr von Eberstein, was ist vorgefallen?“

„Das Pferd Ihrer Hoheit —“

„Ach!“ unterbrach sie ihn, sich besinnend. „Jetzt erinnere ich mich und Alles wird mir klar Meine Schecke bäumte sich. Ich hing im Bügel; zu meinen Füßen der Abgrund. Entsetzlich! Furchtbar!“

Ein leichter Schauder überlief sie kalt und unwillkürlich bedeckte sie ihre Augen mit der Hand, als ob sie das schreckliche Bild, welches plötzlich vor ihrer Seele stand, verscheuchen wollte.

„Da“, fuhr die Prinzessin bewegt nach einer kurzen Pause fort, „kamen Sie mir zu Hilfe, mein Retter, mein Ritter, mon chevalier sans peur et sans reproche —“

„O!“ murmelte er erröthend. „Ihre Hoheit beschämen mich.“

„Mit Gefahr des eigenen Lebens bändigten Sie das wilde Thier und bewahrten mich vor dem unausbleiblichen Sturze, vor dem unvermeidlichen Tode. Wie soll ich Ihnen danken?“

Mit bezauberndem Lächeln reichte sie ihm die zitternde Hand, die er mit seinen heißen leidenschaftlichen Küssen bedeckte. Wie ein zündender Blitzstrahl schien die ihn verzehrende Glut

auch ihr nicht minder aufgeregtes Herz zu ergreifen. Ihre bleichen Wangen rötheten sich und ihre strahlenden Augen loderten wie brennende Liebesfackeln, ihm ein nie gehofftes Glück verkündend.

Im nächsten Augenblick begegneten sich ihre Lippen wie zwei Flammen in einem seligen Kuß. Ihre Arme umschlangen sich, als wollten sie nicht mehr von einander lassen und für immer mit einander verwachsen, wie der Epheu mit dem umrankten Stamme verschmilzt.

So saßen sie in seliger Trunkenheit auf dem schwellenden Moos unter der schirmenden Eiche und vergaßen in der grünen Einsamkeit des Waldes die ganze übrige Welt, die in der Ferne verhallende Jagd, den glänzenden Hof, den strengen stolzen Herzog, all' die unüberwindlichen Hindernisse, welche sich ihrer Liebe drohend entgegenstellten.

Unbekümmert um die dunkle Zukunft, genossen sie das Glück der Gegenwart, leerten sie mit vollen Zügen den Becher der berauschenden Lust. Beide waren jung und schön, Beide die Kinder einer Zeit und einer Gesellschaft, welche ohne unsere modernen Bedenken und Gewissensbisse rücksichtslos den Leidenschaften folgte und sich der Freude, dem Genuß und der damals üblichen Galanterie ohne Scheu und Heuchele ergab.

Rings umher herrschte die tiefste Stille, welche kaum durch den Schrei eines einsamen Raubvogels, durch das Rascheln einer Eidechse im dürren Laub oder durch das sanfte Murmeln des in der Schlucht rauschenden Baches unterbrochen wurde. Leise flüsterte der Wind in den Zweigen und schüchtern stahlen sich die Sonnenstrahlen durch das dichte Gebüsch, goldene Kreise und Funken auf den grünen Rasen streuend.

Es war ein Platz, wie geschaffen für ein einsam liebendes Paar, geschützt vor den Blicken der Neugier, abgeschlossen von

der Mißgunst der Welt, ein stilles, heimliches Paradies, ein verborgenes Asyl für selige Geister.

Friedlich grasten die wieder beruhigte Schecke der Prinzessin und der Braune des Jägdjunkers neben einander und steckten wie alte Freunde die Köpfe zusammen, während die Liebenden ihre Geständnisse und leidenschaftlichen Ergüsse mit einander austauschten.

„Ich habe Dich immer geliebt," sagte Herr von Eberstein, „wie man die Sonne anbetet, die hoch und unerreichbar am blauen Himmel strahlt."

„Von allen Kavalieren," versetzte die Prinzessin, „warst Du der einzige, den ich meiner Liebe für würdig hielt."

„Bei Tag und Nacht träumte ich von Dir, aber ich wagte nicht, Dir zu nahen."

„Und ich zürnte Dir, weil ich glaubte, daß Du mir eine Andere, meine Hofdame Ulrike von Blaßwitz, vorzögest."

„Ich that es nur, um den Verdacht von mir abzulenken und die Späher irre zu führen."

„Wie hab' ich sie im Stillen beneidet, wenn Du ihr Deine Hand reichtest und sie zum Tanz engagirtest. Ich war auf sie eifersüchtig und wollte schon den Herzog bitten, die arme Ulrike entlassen zu dürfen."

„Jetzt will ich sie nicht mehr sehen und sprechen."

„Im Gegentheil!" erwiederte die Prinzessin lächelnd. „Du mußt ihr erst recht den Hof machen und Dich in sie verliebt stellen, damit Niemand unser Geheimnis ahnen kann. Wir wollen sie als Paravent, als Schirm benutzen, hinter dem wir uns verbergen."

„Das wird mir jetzt doppelt schwer fallen. Die Aermste dauert mich und ich halte es nicht für recht, sie noch länger zu täuschen."

„Es bleibt uns keine Wahl. Du mußt unserer Ruhe und Sicherheit das Opfer bringen.“

„Was thäte ich nicht für dich! Fordre mein Blut und Leben! Für Dich zu sterben, wäre Seligkeit für mich.“

„Nein, nein!“ rief die Prinzessin, ihn fester umschlingend. „Du mußt für mich leben, mich glücklich machen und glücklich sein.“

Nur zu schnell verfloß die Zeit den Liebenden, als das Schmettern der Hörner sie aus ihrem süßen Rausche riß und sie an die nothwendige Rückkehr mahnte.

„Es wird zum Sammeln geblasen,“ sagte Herr von Eberstein emporfahrend. „Wir müssen uns beeilen, sonst wird man uns vermissen und hier suchen.“

„Nur noch einen Augenblick!“ versetzte die Prinzessin traurig. „Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß ich Dich verlassen soll.“

„Es bleibt uns keine andere Wahl. Wir dürfen nicht länger säumen.“

„Ohne Dich ist mir das Leben verhaßt. Lieber todt, als von Dir getrennt.“

„Was sollen wir beginnen? Man wird uns beobachten, bewachen und wenn der Herzog den geringsten Verdacht schöpft, sind wir Beide verloren.“

„Ich fürchte nicht den Tod —“

„Und ich trotze der Hölle, wenn ich Dich nur besitzen kann. Für einen Augenblick mit Dir, geb' ich meine Seligkeit.“

„Dann ist Alles gut!“ erwiederte die Prinzessin ruhig. „Du kennst doch den Geisterpavillon in unserm Schloß?“

„Den kein Mensch zu betreten wagt, weil darin das blutige Gespenst der Herzogin Sibylle umgehen soll.“

„Thörichtes Geschwätz! Du glaubst doch nicht an Geister?“

„Die Schildwachen haben vor Kurzem erst geschworen,

daß sie den Spuk gesehen und sind vor Schreck davongelaufen."

„Um so besser. Dort sind wir sicher und können uns ungestört sprechen, da Niemand uns daselbst suchen wird. Ich erwarte Dich um Mitternacht."

„Um Mitternacht," wiederholte er, von einem leichten Schauder ergriffen. „Ich werde kommen."

„Der Pavillon ist unbewohnt und offen, von der Gallerie leicht zu erreichen. Von der Wache haben wir nichts zu besorgen, da sie von dem verrufenen Posten aus Furcht sich fern halten und die Begegnung mit dem Geist meiden. So oft wir uns sehen können, werde ich durch eine rothe Schleife auf der linken Schulter Dir ein Zeichen geben, daß wir nichts zu befürchten haben."

Nachdem Beide sich nochmals ewige Liebe und Treue geschworen hatten, bestiegen sie ihre Pferde und beeilten sich, das kleine Jagdschloß Monplaisir zu erreichen, das der Gesellschaft zum Rendezvous bestimmt war.

Beunruhigt durch das lange Ausbleiben der Prinzessin, warf der Herzog ihr und dem Jagdjunker einen mißtrauischen Blick zu; aber die Unbefangenheit, mit der sie ihr eben erlebtes Abenteuer erzählte, verscheuchte jeden Verdacht und verwandelte seinen Zorn in die größte Dankbarkeit für den Retter der geliebten Tochter.

Ihre Mittheilungen klangen so unschuldig und natürlich und dabei wußte sie ihre Mienen so gut zu beherrschen, daß Niemand an der Wahrheit zu zweifeln wagte. Mit bewunderungswürdiger Lebhaftigkeit schilderte sie die überstandene Gefahr, indem sie zugleich den Muth und die Geistesgegenwart ihres Begleiters in gebührender Weise, aber ohne alle Uebertreibung, hervorzuheben suchte.

Je länger sie sprach, desto mehr klärte sich das finstere

Gesicht des mißtrauischen Herrn auf, der mit sichtbarer Theilnahme zuhörte und mit einer sonst ihm fremden Wärme seine Freude über ihre glückliche Rettung und über das verdienstvolle Verhalten des Jagdjunkers zu erkennen gab.

„Die Prinzessin,“ sagte der Herzog freundlich, „dankt Ihm ihr Leben und auch uns hat Er ein schweres Leid erspart.“

„Ich that nur meine Pflicht,“ entgegnete Herr von Eberstein verlegen, „was jeder andere Kavalier an meiner Stelle gethan hätte.“

Nichts desto weniger sind wir Ihm obligirt und dürfen nicht vergessen, was wir Ihm schuldig sind. Wir ernennen Ihn zu unserem Hof-Jägermeister und verdoppeln Seinen Gehalt zur Belohnung der Meriten, welche Er sich um die Prinzessin und um uns erworben hat.“

Erdrückt von dem Bewußtsein seiner Schuld und beschämt von der unverdienten Gnade, stammelte Herr von Eberstein verwirrt einige Worte des Dankes für die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung und küßte ehrfurchtsvoll die ihm herablassend dargereichte Hand des Herzogs, der ihn mit huldvollem Lächeln entließ.

Im nächsten Augenblick sah sich der neue Jägermeister von seinen Freunden und Bekannten umringt, die ihm laut zu seiner unverhofften Beförderung Glück wünschten, während sie ihn im Stillen beneideten. Die Gnade des Fürsten verlieh ihm in den Blicken des Hofes einen glänzenden Nimbus und machte den armen, bisher kaum beachteten Jagdjunker gegen seinen Willen zum Helden des Tages.

Die Herren drückten ihm die Hand und überhäuften ihn mit schmeichelhaften Redensarten; die Damen schenkten ihm ihre feurigsten Blicke und ihr süßestes Lächeln. Niemand aber schien so entzückt und erfreut, als das Hof-Fräulein Ulrike von Blaßwitz, eine üppige Brünette, mit sinnlich, vollen, rothen Lippen

und dunklen, schwülen Augen, in denen die wilde Glut eines in Haß und Liebe leidenschaftlichen Frauenherzens brannte.

Eingedenk der von der Prinzessin ihm ertheilten Mahnungen und Winke, ließ es Herr von Eberstein nicht an den gewöhnlichen Aufmerksamkeiten und Galanterien fehlen, um den Verdacht der eben so klugen als intriganten Hofdame abzulenken, so schwer ihm auch in diesem Augenblick jede Verstellung fallen mußte.

Wenn auch mit innerem Widerstreben machte er ihr so eifrig und auffallend den Hof, daß weder sie, noch die Gesellschaft an seiner Liebe für die schöne Ulricke zweifeln konnte. Er wich nicht von ihrer Seite und führte sie zu Tisch, als das Zeichen zum Essen gegeben wurde.

Bei der Tafel unterhielt er sich fast ausschließlich mit seiner interressanten Nachbarin, schien er nur Augen und Ohren für sie zu haben. Bald scherzte und lachte er mit ihr, bald seufzte und schmachtete er, wie es die damalige Mode von einem galanten Kavalier verlangte.

Sie dagegen war nur zu empfänglich für die ihr dargebrachten Huldigungen und ließ sich leicht von seinem Benehmen täuschen. Selbst seine Zerstreutheit und sichtliche Verlegenheit deutete sie zu ihren Gunsten, indem sie seine Verwirrung nur für eine übertriebene Schüchternheit hielt, und ihn deshalb durch Blicke und Worte aufmuntern zu müssen glaubte.

Während die kokette Hofdame sich in solchen Illusionen wiegte, dachte Herr von Eberstein nur an die Prinzessin, welche hoch oben an der Tafel neben dem Herzog und dem Erbprinzen saß und sich um ihn nicht mehr zu kümmern schien. Unwillkürlich entrang sich seiner gepreßten Brust ein tiefer Seufzer, wie die schöne Ulrike mit vielem Vergnügen wahrnahm.

„Ich möchte gar zu gern wissen,“ fragte sie lächelnd, „wem dieser Seufzer galt?“

„Das ist mein Geheimnis," versetzte er verlegen.

„Natürlich handelt es sich dabei um eine Dame."

„Sie haben es errathen —"

„Die ich kenne?"

„Wie sich selbst," erwiederte er sichtlich zerstreut.

„Die Sie lieben."

„Mehr als mein Leben."

„Und von der Sie wieder geliebt werden."

„Das wäre ein zu großes Glück, mehr als ich zu hoffen wage."

„Ein Kavalier, wie Herr von Eberstein," entgegnete sie zärtlich, „darf nicht verzweifeln. Dem Muthigen gehört die Welt, ihm gehören die Herzen der Frauen."

Durch alle diese Reden, die sie irrthümlich auf sich bezog, wurde Ulrike nur noch in ihrer Täuschung mehr gestärkt, so daß sie jeden Augenblick eine Liebeserklärung oder einen förmlichen Antrag des Herrn von Eberstein erwartete, der jedoch ihre liebenswürdige Zuvorkommenheit nicht verstehen wollte.

Nichtsdestoweniger hoffte sie im Laufe des Abends dem blöden Schäfer das gewünschte Geständnis zu entlocken, wozu der nach aufgehobener Tafel veranstaltete Ball ihr die willkommene Gelegenheit bieten sollte, indem sie mit Sicherheit darauf rechnete, daß er sie zum ersten Tanz engagiren würde.

Statt aber der schönen Hofdame seinen Arm zu bieten, stand er träumerisch, in Gedanken versunken da, ohne die verlockenden Töne der Menuette zu beachten, obgleich er sonst ein ebenso ausgezeichneter wie leidenschaftlicher Tänzer war.

Mitten in dem Gewühl konnte er jetzt unbeobachtet die Prinzessin sehen, welche leise mit dem Herzog sprach; worauf dieser dem dienstthuenden Kammerherrn lächelnd den Auftrag

ertheilte, dem von der Prinzessin zum Tanz gewählten Kavalier sein viel beneidetes Glück zu verkünden.

Mit der höchsten Spannung, als ob es sich um die wichtigste Angelegenheit der Welt handelte, folgten die Blicke des ganzen Hofes dem Kammerherrn, der im Bewußtsein seiner hohen Bedeutung feierlich durch den Saal schritt, um sich des ihm ertheilten Auftrages zu entledigen.

Die Herzen der vornehmsten Herrn pochten laut vor Aufregung und jeder fragte sich im Stillen, ob ihm diese höchste Ehre zu Theil werden sollte, auf die nach der strengen Etiquette nur die obersten Hofchargen einen Anspruch machen konnten.

Um so größer war daher die Ueberraschung der Gesellschaft, als der Kammerherr auf Herrn von Eberstein zuging und diesen mit drei förmlichen tiefen Verbeugungen begrüßte und anredete:

„Ihre Hoheit, die Prinzessin Juliane, haben die Gnade gehabt, den Hofjägermeister Herrn von Eberstein zum Tanz zu befehlen.“

Sprachlos vor Aufregung und freudiger Verwirrung folgte Herr von Eberstein dem Kammerherrn zu der Prinzessin, die ihn mit huldvollem Lächeln empfing und ihm ihre Hand zum Tanz reichte.

Obgleich der Herzog und mit ihm der ganze Hof eine solche Gunstbezeugung für den Retter ihres Lebens vollkommen gerechtfertigt fand, richteten sich unwillkürlich alle Augen auf das schöne Paar, das in zierlichen Pas durch den Saal schwebte und durch seine vollendete Grazie und Anmuth allgemeines Aufsehen und die größte Bewunderung erregte.

Man konnte in der That kein reizenderes Schauspiel sehen, als die beiden hohen, schlanken Gestalten, die für einander geschaffen schienen; er das Bild männlicher Kraft und Anstandes, sie das Ideal weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit.

Niemals wurde mit solcher Vollendung getanzt. Von Liebe und Lust erfüllt, verliehen sie dem steifen Menuett einen eigenen, bisher unbekannten Zauber, den abgemessenen Bewegungen einen seelenvollen Ausdruck und dem gezirkelten Pas ein leidenschaftliches Gefühl.

Das war kein Tanz mehr, sondern ein Gedicht, ein Austausch zärtlicher Gedanken und Empfindungen, das süße Geständnis zweier Herzen, ein inniges Verschmelzen seliger Geister, ein Bündnis für die Ewigkeit, die höchste Hingebung und die innigste Vereinigung der Seelen und der Körper.

Zum Glück für die Liebenden fehlte sowohl dem Herzog, wie seiner Umgebung das feinere Verständnis für ein solches Mysterium; auch war er viel zu stolz und hochmüthig, um nur an die Möglichkeit eines so intimen Verhältnisses zwischen seiner Tochter und einem seiner Diener zu glauben, nachdem die Prinzessin sein anfängliches Mißtrauen durch die Erzählung ihres Abenteuers beschwichtigt hatte.

Nur zwei Menschen in der Gesellschaft ließen sich nicht täuschen, der Kammerherr von Winzig und das Hoffräulein Ulrike von Blaßwitz, welche Neid und Eifersucht zusammenführte und instinktmäßig verband. Während Beide mit einander das Menuett tanzten, beobachteten sie mit scharfen Blicken jede Miene, jede Bewegung des ihnen gegenüberstehenden Paares, das im wonnigen Liebesrausch nur zu schnell die gebotene Vorsicht vergaß.

„Was sagen Sie, meine Gnädige," bemerkte der Kammerherr hämisch im Verlauf ihrer Unterhaltung, „zu dem unerhörten Glück ihres Freundes und Verehrers?"

„Ich begreife nicht," versetzte sie mit erheuchelter Gleichgiltigkeit, „von wem Sie sprechen."

„Mon Dieu! Von dem Helden des heutigen Tages, dem Retter der Prinzessin, unserem Sonntagskind, auf das Fortuna ihr ganzes Füllhorn ausgeschüttet hat."

„Sie meinen den Herrn von Eberstein —“

„Wen sonst, als den Liebling der Götter und Menschen. Der Herzog hat ihn zum Hofjägermeister ernannt und Ihre Hoheit die Prinzessin ihn zum ersten Menuett befohlen. Er kann es noch weit bringen.“

„Was geht das mich an?“ erwiederte sie, ihren geschnitzten Elfenbeinfächer heftig bewegend.

„Ich glaubte, daß Sie sich freuen würden, da Sie sich doch früher für Herrn von Eberstein zu interessiren schienen und er zu ihren Füßen lag.“

„Sie irren sich, Herr von Winzig. Der schmachtende Seladon war nie nach meinem Geschmack. Ich liebe weder die Schäfer noch die Schafe.“

„Charmant!“ lachte der Kammerherr. „Unsere Prinzessin scheint mir desto mehr für das idyllische Genre zu schwärmen. Sehen Sie nur, wie zärtlich sie ihn anblickt, wie vertraulich sie mit ihm flüstert. Der Glückliche ist wirklich beneidenswerth.“

„In der That —“

„Jetzt nimmt er ihre Hand und führt sie zu seinem Herzen,“ fuhr der Kammerherr boshaft fort. „Ich wette, daß er sie drückt und daß sie seinen Druck erwiedert. Sein Gesicht strahlt von Seligkeit, seine Augen glänzen vor Wonne. So sieht nur ein begünstigter Anbeter aus.“

„Der Verräther!“ murmelte die Hofdame, das feine Spitzentuch in ihrer Hand vor Wuth zerpflückend.

„Was sagten Sie, meine Gnädige?“

„Nichts, nichts! Ich weiß nicht —“

„Aber ich weiß, daß Sie empört sind über das skandalöse Benehmen des Herrn von Eberstein und der Prinzessin, die ganz ihre Stellung und Würde vergißt.“

„Das kümmert mich nicht; mögen sie thun, was sie wollen.“

„So reden Sie und denken anders. Ich kenne Sie besser und theile Ihre Entrüstung über den frechen Parvenu. An Ihrer Stelle würde ich mich an Beiden rächen; wozu ich Ihnen gern die Hand biete.“

„Sie stellen sich die Sache leichter vor, als sie ist. Die Prinzessin ist zu klug, um sich zu kompromittiren und der Herzog liebt sie zu sehr, um einer Anklage Glauben zu schenken.“

„Aber er versteht in solchen Dingen keinen Scherz. Der bloße Verdacht würde genügen, Herrn von Eberstein zu ruiniren.“

„Er wird Beweise verlangen und wenn wir dieselben uns nicht verschaffen können, sind wir verloren.“

„Beweise lassen sich finden, wenn man sich Mühe gibt und unablässig danach sucht. Als Hofdame können Sie die Prinzessin leicht beobachten, jedem ihrer Schritte nachspüren, während ich den Hofjägermeister überwachen will. Ich zweifle nicht, daß es uns gelingen wird, das Geheimnis der Schuldigen zu entdecken und dem Herzog die Augen zu öffnen, wenn wir uns zu diesem Zweck mit einander verbinden und mit der nöthigen Vorsicht unser Ziel verfolgen.“

Von Haß und Eifersucht erfüllt, zögerte die Hofdame nicht länger, das ihr von dem intriganten Kammerherrn angebotene Bündnis zum Verderben der beiden Liebenden zu schließen, welche ohne Ahnung der ihnen drohenden Gefahr wie zwei Nachtwandler an dem mit Blumen bedeckten Abgrund im seligen Rausche Hand in Hand dahin schwebten.

II.

Im nördlichen Flügel des herzoglichen Schlosses befand sich der sogenannte „Geisterpavillon“, eine zierliche Rotunde im Stil und Geschmack der Frührenaissance, von hohen Säulen getragen und mit kunstvollen Steinornamenten und anmuthigen Arabesken reich geschmückt.

Ein großes Freskogemälde an der gewölbten Decke zeigte das Bild der Diana, wie sie sich mit zärtlichen Blicken über den schlummernden Endymion niederbeugt, von holden Liebesgöttern umgeben. Reizende Kindergruppen lauschten aus geöffneten Blumenkelchen oder schwebten auf phantastischen Blättern, von Noten singend, allerlei Instrumente, Theorben, Harfen und Mandolinen spielend, auf Panflöten und Schalmeien blasend und die Pauken schlagend.

An den Wänden hingen zahlreiche Portraits, die Ahnen der herzoglichen Familie in vergoldeten Rahmen, stattliche Ritter in eisernen Harnischen und würdige Matronen in steifer, altdeutscher Tracht, mit tellergroßen Halskrausen und thurmhohen, seltsamen Frisuren.

Ganz besonders fesselte das Bildnis einer schönen, bleichen Frau in der Kleidung des sechszehnten Jahrhunderts, mit feinen melancholischen Zügen, unergründlich tiefen, traurigen Augen und schmerzlich lächelnden Lippen, die ein geheimes Seelenleid zu verkünden schienen; das liebliche Gesicht von einem unbeschreiblichen geheimnisvollen Reiz umschwebt.

Daneben hing das Portrait eines älteren Herrn in schwarzem, spanischem Mantel, dessen finstere Blicke, rohe und gemeine Physiognomie einen unheimlich abstoßenden Eindruck machten und nur um so schärfer mit dem holden Frauenbild kontrastirten.

In einer Ecke des Pavillons lehnte eine alte, kunstvoll geschnitzte Harfe mit gesprungenen Saiten. Auch die kostbaren Möbel waren verfallen und mit Staub bedeckt, die kunstvollen Mosaiktische zersprungen, die Schränke und Komoden aus seltenen Hölzern geborsten, die seidenen Ueberzüge und gestickten Sammtportieren verschossen und zerschlissen, der Stuck der Wände abgebröckelt, die Bilder nachgedunkelt und die Amoretten verstümmelt und verwittert, als ob die Hand des Todes sie berührt oder ein schwerer Fluch sie getroffen hätte.

In dem unbewohnten Pavillon herrschte ein tiefes, unheimliches Schweigen, so daß man das Ticken der Todtenuhr, das Sägen und Bohren des Holzwurmes in dem morschen Getäfel hören konnte. Sonst schien alles Leben erstorben und der Moderduft der Verwesung hauchte aus der alten dumpfigen Mauer; das ganze machte den Eindruck unaufhaltsamer Zerstörung oder absichtlicher Vernachlässigung.

Einst, in früheren, längst vergangenen Tagen, war der jetzt verlassene und gemiedene Pavillon der Lieblingsaufenthalt der bekannten Herzogin Sibylle, einer jener außerordentlichen Frauen aus dem sechszehnten Jahrhundert, welche mit einer bezaubernden Schönheit die hohe Bildung der Renaissance vereinte, lateinische und griechische Dichter in der Ursprache las, italienische und französische Verse schrieb und entzückend zur Harfe und Laute sang.

Mit dem ungeliebten, ihr aufgezwungenen Herzog Christian dem Dritten vermählt, suchte und fand die hohe Frau Trost und Zerstreuung in ihrer Beschäftigung mit Kunst und Literatur, im Verkehr mit den hervorragendsten Geistern ihrer Zeit.

In dem nach ihren Angaben erbauten und ausgeschmückten Pavillon, versammelte sie um sich die bedeutendsten und interessantesten Männer und Frauen, Dichter, Sänger, Musiker und Maler, welche der ebenso liebenswürdigen als geistvollen Herzogin ihre Huldigungen darbrachten und von ihr beschützt und geehrt wurden.

Während der rohe, ausschweifende Gatte in den Wäldern jagte oder bis spät nach Mitternacht mit seinen wüsten Zechgenossen wilde Orgien feierte, erfreute sie sich an den Tönen der Musik, an den Liedern der Dichter und an der geistvollen Unterhaltung einer auserwählten Gesellschaft, deren bewunderter Mittelpunkt sie war.

Vor Allem bevorzugte sie einen jungen Künstler aus Florenz, der, von der Natur reich begabt, wie so mancher seiner berühmten Landsleute, gleich ausgezeichnet als Maler, Architekt, Bildhauer und Sänger, sein Glück an dem fremden Hofe suchte.

Mit unwiderstehlicher Gewalt fühlte sich die Herzogin zu dem schönen, genialen Giulio Ferrari hingezogen, dessen ideale Züge, von dunklen Locken umrahmt, an seinen großen Meister Rafael erinnerten. Nur zu gern und zu oft lauschte sie seinen Worten, wenn er die Herrlichkeit seiner Vaterstadt oder die Wunder des göttlichen Rom ihr pries und mit bezaubernder Stimme die glühendsten Liebeslieder seiner südlichen Heimath zur Laute sang.

Dann erfüllte eine tiefe Sehnsucht das Herz der verlassenen Frau und schmerzliche Seufzer entrangen sich ihrem gequälten Busen. Immer verführerischer klangen seine Lieder, immer stürmischer seine Worte, immer feuriger loderten seine Blicke, bis sie nach langen und schweren Kämpfen der Versuchung erlag und dem schönen Italiener ihre Liebe schenkte.

Der verschwiegene Pavillon, den Giulio mit seinen herrlichsten Bildern und reizendsten Amoretten schmückte, war der

Zeuge ihres Glückes. Im Vollgefühle seiner Liebe malte er sie als Diana und sich als Endymion, stattete er das ihm vom Herzog bestellte Portrait der holden Frau mit allem Zauber seiner Kunst aus, schuf er ein vollendetes Meisterwerk.

Obgleich die Herzogin ihr Verhältnis mit der größten Vorsicht vor den Blicken der Welt zu verbergen und das gefährliche Geheimnis vor ihrem Gatten zu bewahren suchte, schlief der Verräther nicht. Eine bestochene Kammerfrau belauschte die Zusammenkünfte der Liebenden und entdeckte ihre Schuld dem Herzog, der ihnen die furchtbarste Rache schwur.

In der Nacht überraschte er das ahnungslose Paar und durchbohrte mit seinem Schwert den Italiener in den Armen der unglücklichen Herzogin, welche seinen Tod nicht überleben wollte und durch Gift ihr Dasein endete.

Seit jenem furchtbaren Ereignisse verfiel der einst so reizende Pavillon und gerieth immer mehr in Verruf, da, wie die Sage ging, die Geister der Ermordeten keine Ruhe im Grabe finden sollten und verschiedene glaubwürdige Zeugen die Schatten des schönen Künstlers und der bleichen Herzogin gesehen haben wollten.

Mit Schaudern vernahmen die Schildwachen in der anstoßenden Gallerie um Mitternacht ein unheimliches Flüstern und Kosen, gefolgt von einem herzzerreißenden Klagen und Stöhnen, daß selbst die Muthigsten sich vor dem grauenvollen Spuk entsetzten und von ihrem Posten flohen.

So kam es, daß nach und nach der Geisterpavillon gänzlich verlassen und gemieden wurde. Nicht leicht wagte ein Mensch selbst am Tage die traurige Stätte zu betreten, wo ein dunkler, unauslöschlicher Blutfleck an den Tod des Italieners und das traurige Schicksal der hohen Frau erinnerte.

Auch Herr von Eberstein konnte sich nicht eines bangen Gefühls erwehren, als er zum ersten Mal den verrufenen

Pavillon betrat. Tief in seinen Mantel gehüllt, die schwarze Kapuzze über die Stirn gezogen, damit Niemand ihn erkennen sollte, stahl er sich mit scheuem Fuß unbemerkt durch die Galerie.

Die alte Schloßuhr schlug zwölf Uhr des Nachts und ihr dumpfer Ton steigerte noch seine ängstliche Spannung. Das bleiche Mondlicht, welches nur gedämpft durch die erblindeten Fenster drang, verlieh dem wüsten Raum mit allen darin befindlichen Gegenständen ein eigenthümlich gespenstisches Aussehen und Leben.

Die verwitterten Liebesgötter starrten ihn wie blasse Kinderleichen an; der Endymion an der Decke schien ihn mit aufgehobenen Armen zu warnen, das Bild der bleichen Herzogin sich zu bewegen, ihn mit traurigen Blicken anzuflehen und der wilde Herzog ihm mit geballter Faust zu drohen.

Die zersprungenen Saiten der Harfe tönten leise im Winde, wie von einer Geisterhand gespielt; zugleich schallte rings ein so unheimliches Aechzen und Seufzen, daß sich sein Haar unwillkürlich in die Höhe sträubte und kalter Schweiß auf seiner Stirne stand. Sein Herz pochte laut vor Aufregung und gern wäre er wieder umgekehrt, wenn er sich nicht vor sich selbst geschämt hätte.

Muthig überwand er jedoch diese Anwandlung einer natürlichen Schwäche, da er nicht ganz frei von dem Aberglauben seiner Zeit war. Trotzdem konnte er einen leisen Schrei nicht unterdrücken, als plötzlich eine hohe, weiße Gestalt vor ihm stand, welche auffallend der schönen Herzogin ähnlich sah.

„Barmherziger Gott!" rief er entsetzt. „Die Herzogin Sibylle."

„Ich bin es," flüsterte eine bekannte Stimme. „Warum bist Du so erschrocken?"

„Verzeih!" erwiederte er noch immer verlegen. „Aber ich glaubte, einen Geist zu sehen."

„Den Schutzgeist unserer Liebe," versetzte sie lächelnd, „meine Ahnfrau. Man sagt, daß ich ihr gleichen soll."

„Besonders in dem weißen Kleid und dem langen Schleier. Ich gestehe, daß ich mich einen Augenblick täuschen ließ."

„Um so besser! In der Verkleidung bin ich sicher, nicht erkannt zu werden. Die Schildwachen bekreuzten sich und entwichen, als sie mich kommen sahen. Wir haben nicht das Geringste zu befürchten; die Geister sind mit uns im Bunde und halten alle Späher und Verräther von uns fern."

Vollkommen beruhigt, vergaßen Beide die ihnen drohenden Gefahren und genossen das Glück ihrer Liebe, die noch durch das damit verbundene Geheimnis einen besonderen Reiz erhielt. Wieder wurde der verlassene Pavillon der verschwiegene Zeuge eines seligen Paares und wie zu den Zeiten der Herzogin Sybille herrschte von Neuem Lust und Freude in dem düsteren Raume. Die verwitterten Amoretten lächelten wie in vergangenen Tagen; die finsteren Ahnenbilder verloren ihre Schrecken und selbst die blutigen Flecken schwanden vor ihren Blicken.

Unterdeß suchten der neidische Kammerherr von Winzig und das eifersüchtige Hoffräulein Ulrike mit fieberhaftem Eifer das Geheimnis der Liebenden zu entdecken. So sehr auch Beide sich bemühten, spähten und forschten, spionirten und lauerten, vermochten sie nicht die geringste Spur eines strafbaren Verhältnisses zu finden, da die Prinzessin und Herr von Eberstein die größte Vorsicht beobachteten und Alles vermieden, was nur den leisesten Verdacht erregen konnte.

Nie vergaß der Hofjägermeister die der Prinzessin schuldige Ehrerbietung, während diese ihre Mienen und Blicke so gut zu beherrschen wußte, daß Niemand ihre verborgene Liebe ahnen konnte und die Verschworenen an dem Erfolg ihrer Nachforschungen verzweifeln mußten.

So verflossen Tage und Wochen in ungestörtem Frieden, bis ein unerwartetes Ereignis die Liebenden aus ihrem trügerischen Glücke riß.

Schon seit längerer Zeit schwebten zwischen dem Herzog und dem benachbarten mit ihm befreundeten Kurfürsten geheime Verhandlungen wegen einer Verbindung der beiden hohen Häuser, welche den dabei interessirten Höfen äußerst wünschenswerth und vortheilhaft erschien.

Nachdem die damit beauftragten Gesandten sich über die wichtigsten Bedingungen geeinigt und die wesentlichen Punkte festgestellt hatten, sollte der kurfürstliche Thronfolger um die Hand der Prinzessin anhalten und alsbald die feierliche Verlobung stattfinden.

Da die betreffenden Verhandlungen mit der größten Verschwiegenheit und Diskretion betrieben wurden, so hatte die Prinzessin nicht die geringste Ahnung von dem ihr drohenden Geschicke, bis der Herzog eines Tages sie mit seinem Wunsch bekannt machte und ihr zugleich die bevorstehende Ankunft des Fürsten Heinrich verkündigte.

Bei dieser unerwarteten Nachricht erblaßte und schwankte die Prinzessin, als ob sie plötzlich ein vernichtender Blitzstrahl aus heiterem Himmel getroffen hätte. Trotzdem sie am Hofe gelernt hatte, ihre Aufregung zu verbergen, vermochte sie nur mit Mühe sich aufrecht zu erhalten und ihre Thränen zu unterdrücken. Bleich und stumm wie das Marmorbild hoffnungsloser Verzweiflung starrte sie den Herzog mit schmerzlich traurigen Blicken an.

„Warum redest Du nicht?“ fragte der Herzog ungeduldig. „Ich erwarte Deine Antwort.“

„Verzeihung, mein Vater!“ erwiderte sie, nachdem sie sich einigermaßen gefaßt hatte. „Die Ueberraschung; ich weiß nicht,

was ich sagen soll, da ich nicht die Ehre habe, den Fürsten zu kennen."

„Dazu wirst Du bald Gelegenheit finden, wenn er unsern Hof besuchen und sich Dir vorstellen wird. Ich erwarte ihn in einigen Tagen."

„Wie ich höre, soll der Fürst nicht den besten Ruf genießen und auch nicht liebenswürdig sein."

„Thörichtes Geschwätz!" entgegnete der Herzog. „Allerdings hat Fürst Heinrich seine Jugend genossen und ist kein Heiliger, aber das giebt die besten Ehemänner. Er wird Dich auf den Händen tragen und Alles thun, was Du nur verlangst. Außerdem ist er so reich, daß Du Dir keinen Wunsch versagen darfst."

„Ich wünsche mir nur einen Mann, den ich lieben und achten kann."

Das sind romantische Sentiments, die sich im Munde einer Prinzessin nicht schicken. Frauen Deines Standes heirathen nicht aus Liebe, sondern aus Staatsraison."

„Du vergißt nur, daß ich ein Weib bin und auch ein Herz habe."

„Verschone mich mit solchen Redensarten, die man höchstens einem hirnverbrannten Poeten oder einer Bleichsüchtigen marchandes de mode verzeiht. Wo es sich um die Interessen unseres Hauses handelt, hat das Herz nicht mitzusprechen."

„Wenn mir aber der Fürst mißfällt —"

„Er wird und muß Dir gefallen. Ich habe bereits mein Wort gegeben und kann nicht mehr zurücktreten, selbst wenn ich wollte."

„Um des Himmels Willen!" rief die Prinzessin entsetzt. „Ich kann, ich darf nicht den Fürsten heirathen. Es wäre mein Tod." Zugleich sank sie zu den Füßen des Herzogs nieder, die sie mit ihren Händen umklammerte und mit heißen

Thränen benetzte, überwältigt von Schmerz und wilder Verzweiflung.

„Was soll das heißen?“ sagte er finster. „Eine solche Szene! Bist Du wahnsinnig oder willst Du mich täuschen?“

„Ich bitte und beschwöre Dich bei Allem was Dir heilig ist, bei dem Andenken meiner verstorbenen Mutter —“

„Kein Wort mehr!“ rief er zornig. Ich verlange Gehorsam. Weh Dir, wenn Du Dich zu widersetzen wagst! Ich dulde keinen Widerspruch und werde Dich zwingen, den Fürsten zu heirathen.“

Vernichtet und gebrochen verließ die Prinzessin den Herzog, den weder ihre Bitten noch Thränen zu rühren oder zu erweichen vermochten, sondern nur noch in seinem Entschluß bestärkten. Da ihn aber der unerwartete Widerstand seiner Tochter beunruhigte und seinen leicht geweckten Verdacht erregte, so beauftragte er die alte Oberhofmeisterin, die Prinzessin streng zu bewachen und im Geheimen den Grund ihrer Weigerung gegen die beabsichtigte Verbindung zu erforschen.

„Sie sind, meine liebe Gräfin,“ sagte der Herzog, „eine alte Dienerin unseres Hauses, eine kluge und erfahrene Dame, die mir vielfache Beweise ihrer Treue gegeben hat, deshalb vertraue ich Ihnen auch diese delikate Mission an, indem ich dabei auf Ihre Diskretion rechne und Ihnen die höchste Verschwiegenheit bei meiner Ungnade empfehle.“

„Eure Hoheit,“ erwiderte die Oberhofmeisterin mit einer tiefen Verneigung, „dürfen sich auf mich verlassen. Ich werde Alles thun, was ich vermag, um das allerhöchste Vertrauen zu verdienen, obgleich ich mir nicht die Schwierigkeit einer derartigen Aufgabe verschweigen kann, da nach den Instruktionen Eurer Hoheit alles Aufsehn und jeder Skandal vermieden werden soll.“

„Das ist allerdings unumgänglich, weil es sich möglicher-

weise um die Ehre unseres Hauses und das Glück der Prinzessin handelt, die unter keiner Bedingung darunter leiden dürfen."

„Wollen Eure Hoheit nicht die Gnade haben und mir sagen —"

„Leider muß ich glauben, daß die Prinzessin eine geheime Liaison hat und nur aus diesem Grunde die Hand des Fürsten Heinrich ausschlägt."

„Eure Hoheit erschrecken mich. Die Prinzessin ist zu wohl erzogen, um zu vergessen, was sie ihrer Würde und hohen Stellung schuldig ist. Auch dürfte kein Herr am Hofe so verwegen sein, seine Augen zu ihr zu erheben und gewissermaßen ein todeswürdiges Majestätsverbrechen zu begehn."

„Um so räthselhafter erscheint mir das Benehmen meiner Tochter und ihre ungemeine Exaltation. Sie sollen alles anwenden, um den Schlüssel des Geheimnisses zu finden. Ich will und muß um jeden Preis die Wahrheit wissen."

„Ich werde meine Pflicht thun," erwiderte die Oberhofmeisterin, mit einer zeremoniösen Verbeugung. „Nur möchte ich Eure Hoheit unterthänigst bitten, mir zu gestatten, meine Nichte, das Hoffräulein von Blasewitz in das Vertrauen zu ziehen, da diese fortwährend um die Prinzessin ist und die beste Gelegenheit hat, hochdieselbe zu beobachten."

„Dagegen habe ich nichts," versetzte der Herzog nach kurzem Besinnen, „wenn sie mir für die Verschwiegenheit Ihrer Nichte bürgen und ihr die strengste Diskretion zur Pflicht machen; widrigen Falls sie die schwersten Strafen zu gewärtigen hat."

Mit diesem Bescheid entfernte sich die Oberhofmeisterin, um sogleich die Hofdame aufzusuchen, welche kaum noch dieses Spornes bedurfte, um ihre Nachforschungen mit doppeltem Eifer zu verfolgen, wenn sie auch die bisherige Erfolglosigkeit derselben eingestehen mußte.

„Zwar," sagte sie, „habe ich keine Beweise, aber ich zweifle nicht daran, daß die Prinzessin mit dem Hofjägermeister von Eberstein ein intimes Verhältnis hat und im Geheimen mit ihm zusammenkommt."

„Ich fürchte nur," erwiderte die kluge Oberhofmeisterin, welche ihre Nichte kannte und durchschaute, „daß Du Dich von Deiner Eifersucht täuschen läßt. Bis vor Kurzem galt Herr von Eberstein als Dein eifrigster Anbeter und Du selbst schienst mir nicht unempfindlich —"

„Wo denkst Du hin! Der Mensch war mir immer gleichgiltig, wenn ich mir auch seine Galanterien gefallen ließ und gern mit ihm tanzte. Voilà tout!"

„Trotzdem möchte ich Dir rathen, mit Deinen Beschuldigungen vorsichtig zu sein und vorläufig die größte Diskretion zu beobachten. Eine falsche Anklage gegen die Prinzessin könnte Dir nicht nur Deine Stelle kosten, sondern Dir die allerhöchste Ungnade zuziehen. So lange wir keine Gewißheit haben, dürfen wir unsern Verdacht keinem Menschen und am wenigsten dem Herzog mittheilen. Der Pfeil möchte sonst zu dem eigenen Schützen zurückkehren und die Pulvermine, die wir entzünden, uns selbst zerschmettern. Wir werden daher am besten thun, uns streng an die Instruktionen von Seiner Hoheit zu halten, die Prinzessin streng zu beobachten und sobald wir die Beweise ihrer Schuld in Händen haben, pflichtschuldigst dem Herzog Anzeige zu machen."

Während so Intriguen und Verrath sie umlauerte, rang und kämpfte die unglückliche Prinzessin mit ihrem Schmerz, unfähig einen festen Entschluß zu fassen. Wohin sie blickte, sah sie sich von Gefahren umringt. Sie hatte keinen Menschen, auf den sie sich verlassen, keinen Freund oder Freundin, der sie sich anvertrauen konnte.

Ihre Mutter war todt, ihr Bruder ein gutmüthiger

Schwächling, und von ihrem Vater durfte sie kein Mitleid, keine Schonung erwarten. Die ärmste Bettlerin war glücklicher als sie und sie beneidete die niedrigste Magd um ihre Freiheit. Das prächtige Schloß kam ihr wie ein Kerker vor; sie selbst war eine Gefangene in goldenen Ketten. Aus diesen traurigen Gedanken wurde die Prinzessin durch den Eintritt des Hoffräuleins und ihrer Kammerfrau gerissen.

„Was wollen Sie?“ fragte sie unmuthig über die unwillkommene Störung. „Kann ich denn nicht einen Augenblick Ruhe haben.“

„Ihre Hoheit werden verzeihen, wenn wir Sie an die Toilette erinnern. Es ist die höchste Zeit. Was für ein Kleid befehlen Sie?“

„Mir ganz gleich. Das überlasse ich Ihnen.“

„Dann würde ich mir erlauben, die weiße Atlasrobe mit goldener Stickerei vorzuschlagen.“

„Die ist mir viel zu prächtig.“

„Wir haben heute hohe Gäste zur Tafel, den kurfürstlichen Gesandten.

„Was geht mich der Gesandte an?“

„Seine Hoheit der Herzog dürften es übel vermerken, wenn wir eine allzueinfache Toilette machen und mich es entgelten lassen. Darum bitte ich unterthänigst, daß Sie mir gestatten —“

„Meinetwegen!“ erwiderte die Prinzessin ungeduldig. „Nur beeilen Sie sich; ich habe Kopfschmerzen und fürchte einen Migraineanfall.“

Nur mit dem größten Widerwillen setzte sie sich an den silbernen Toilettentisch, um sich für die Tafel zu Ehren des ihr verhaßten kurfürstlichen Gesandten schmücken zu lassen. Während die Kammerfrau ihr die kostbare Robe anzog und sie frisirte, beschäftigte sie nur allein der Gedanke an den Ge-

liebten, hatte sie nur den einen Wunsch, ihn noch heute in dem verlassenen Pavillon zu sehen und zu sprechen.

Zu diesem Zweck verlangte sie, als die ihr lästige Toilette beendet war, von ihrer Kammerfrau, daß diese an ihrer linken Schulter noch jene rothe Schleife befestigen sollte, welche dem Herrn von Eberstein das zwischen Beiden verabredete Zeichen für eine geheime Zusammenkunft geben sollte.

„Um des Himmels Willen!" rief das Hoffräulein. „Ihre Hoheit werden doch nicht zu dem weißen Atlaskleide eine rothe Schleife nehmen. Unmöglich!"

„Weshalb unmöglich?"

„Weil Sie sich dadurch Ihren ganzen Anzug verderben würden. Ich kann nicht zugeben —"

„Sie haben nur zu gehorchen," entgegnete die Prinzessin hochfahrend, im gereizten Tone. „Stecken Sie mir die rothe Schleife auf der linken Schulter an."

„Wie Ihre Hoheit befehlen," erwiederte das Hoffräulein verletzt. „Ich wollte mir nur zu bemerken erlauben —"

„Schweigen Sie und thun Sie, was ich Ihnen sage!"

Mehr als je erbittert, folgte Ulrike ihrer Gebieterin, im Stillen über die auffallende Wichtigkeit nachsinnend, welche diese einer rothen Schleife beilegte, und unwillkürlich dahinter irgend eine verborgene Absicht vermuthend, die sie um jeden Preis zu ergründen suchte.

Ebenso war die Prinzessin tief verstimmt und unglücklich. Um keinen Verdacht zu erregen, sah sie sich gezwungen eine heitere Miene anzunehmen und zu lächeln, während ihr das Herz vor Verzweiflung und Leid brechen wollte. Auf Wunsch des Herzogs mußte sie ihren Arm dem ihr widerwärtigen Gesandten des Kurfürsten reichen, sich von ihm zu Tisch führen lassen, seine abgeschmackten Komplimente ruhig anhören und mit geheuchelter Freundlichkeit erwidern, so unangenehm und

verhaßt ihr auch die Gesellschaft des langweiligen Diplomaten war.

Da alle Augen auf sie gerichtet waren, durfte sie nicht wagen, mit Herrn von Eberstein zu sprechen, der, ohne Ahnung und unbekannt mit den letzten Ereignissen, sie ehrerbietig begrüßte und im Stillen bewunderte, obgleich die Bläße ihrer Wangen und der leidende Ausdruck ihrer traurigen Augen ihn beunruhigten. Ein Blick jedoch auf die rothe Schleife an ihrem Kleide verscheuchte alle trüben Besorgnisse und erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Wonne. Der Talisman auf ihrer Schulter sagte ihm, daß sie ihn liebte, daß sie ihn erwartete, und das nur ihm bekannte Zeichen verkündigte ihm das höchste Glück.

Das schönste Weib, die erste Frau des Hofes, die angebetete Prinzessin liebte ihn und ihr Herz gehörte ihm allein. Wie eine Göttin ließ sie sich zu ihm herab; er war der Endymion dieser stolzen, unnahbaren Diana, zu deren Füßen vergeblich die vornehmsten Männer, Prinzen und Fürsten schmachteten. Er kam sich wie der Held eines wunderbaren Märchens vor, den eine mächtige Fee in tiefster Verborgenheit mit ihrer geheimen Gunst beglückt.

So träumte Herr von Eberstein, unbekümmert um die Welt und gleichgültig gegen die ihm drohenden Gefahren, gegen den Zorn seines mißtrauischen Gebieters, gegen den Neid seiner Feinde und gegen die List der ihn umgebenden Späher, welche ihn im Stillen beobachteten und im Geheimen auf sein Verderben lauerten.

In seiner Trunkenheit bemerkte er nicht, wie das Hoffräulein ihn und die Prinzessin mit ihren scharfen Augen verfolgte, sein Erröthen und sein Lächeln bei dem Anblick der rothen Schleife wahrnahm, wie sie mit dem Kammerherrn an ihrer Seite leise flüsterte und verständnisvolle Winke mit ihm austauschte.

Er sah nur die Geliebte und dachte nur an die Prinzessin, welche besser als er ihre Aufregung und Ungeduld zu verbergen und selbst die kluge Oberhofmeisterin durch ihre geheuchelte Unbefangenheit und angenommene Ruhe zu täuschen wußte.

Endlich gab der Herzog das von Beiden ersehnte Zeichen zur Aufhebung der Tafel, worauf sich nach kurzem Verweilen der Hof zurückzog und auch die Prinzessin sich von dem Gesandten äußerst huldvoll verabschiedete, begleitet von der Oberhofmeisterin und ihren Damen, die mit ihr auf demselben Flügel des Schlosses wohnten. An der Thür ihres Schlafzimmers entließ sie dieselben, sich mit ihrem Kopfschmerz entschuldigend; auch die Dienste ihrer Kammerfrau, welche ihr beim Auskleiden helfen wollte, wies sie unter dem Vorwand ihrer allzugroßen Müdigkeit zurück.

„Das hält mich zu lange auf und macht mich nur noch nervöser, als ich bereits bin.“

„Wollen Ihre Hoheit mir nicht wenigstens gestatten, daß ich die Frisur —“

„Nicht nöthig! Gieb mir nur meine Dorneuse und dann kannst auch Du zu Bette gehn. Es ist spät geworden.“

„Bald Mitternacht.“

„Die höchste Zeit, daß wir zur Ruhe kommen. Ich halte mich kaum noch aufrecht und die Augen fallen mir wie von selbst zu.“

„Haben Ihre Hoheit sonst nichts zu befehlen?“

„Sorge nur, daß ich nicht gestört werde. Die Schildwachen machen einen so großen Lärm in der Galerie und treten so stark auf, daß ich darüber aufwache.“

„Ich werde es ihnen sagen, damit sie sich mehr in Acht nehmen sollen. Wünsche Ihrer Hoheit wohl zu schlafen.“

„Gute Nacht, Wilhelmine!“

Nachdem die Kammerfrau gegangen war, wartete die Prinzessin, bis Alles im Schlosse still geworden war und der ganze Hof zu schlafen schien. Erst als sie sicher glaubte, warf sie über ihre Kleider den weiten Pudermantel und den langen weißen Schleier, mit dem sie ihr Gesicht sorgfältig verhüllte.

Ein leichter Druck ihrer Hand auf einen Knopf an der Wand öffnete geräuschlos eine verborgene Tapetenthür, welche aus dem Schlafzimmer durch einen dunklen Gang nach der anstoßenden Galerie führte, so daß sie unbemerkt in den Geisterpavillon gelangen konnte, wo Herr von Eberstein sie erwartete.

Leise schlüpfte sie durch die matt erleuchtete Galerie, sich vorsichtig nach allen Seiten umsehend. Kein Mensch ließ sich blicken, keine Schildwache trat ihr in den Weg; Alles stumm und still, wie im Zauber; rings das tiefste Schweigen.

Doch was war das? Hörte sie nicht ein verdächtiges Flüstern? Lauerte dort hinter dem großen Pfeiler nicht eine dunkle Gestalt? Folgte ihr nicht ein grauer Schatten mit leisen, unheimlichen Schritten? Sollte ein Spion sie belauschen, ein Verräther ihr nachschleichen?

Bei diesem Gedanken überlief sie ein kalter Schauer; doch die Liebe half ihr die Furcht überwinden. Sie wollte und mußte unter jeder Bedingung Herrn von Eberstein sprechen, um ihm die drohende Gefahr mitzutheilen und die nöthigen Schritte zur Abwehr derselben mit ihm zu verabreden.

Sich selbst überredete sie, daß ihre aufgeregte Phantasie sie getäuscht habe. Die dunkle Gestalt, die sie gesehen zu haben glaubte, war nur ein Geschöpf ihrer Einbildung, der Schatten des hohen Pfeilers, und das Flüstern nur das Rauschen des Windes in den alten Bäumen des nahen Schloßgartens. Wer sollte sie auch um die Stunde der Mitternacht belauschen und

ihr nach dem selbst am Tage gemiedenen Geisterpavillon folgen?

So beschwichtigte die Prinzessin die sich ihr unwillkürlich aufdrängenden Befürchtungen und Ahnungen, die Mahnungen ihres Gewissens und das Bewußtsein ihrer geheimen Schuld, bereit, ihrer Liebe jedes noch so große Opfer zu bringen, und fest entschlossen, lieber das Schwerste zu dulden, als ihre Hand dem ihr verhaßten Fürsten zu reichen.

III.

Mit düsterem Schweigen vernahm Herr von Eberstein die traurige Nachricht von der bevorstehenden Verlobung der Prinzessin, welche mit einem furchtbaren Schlage sein höchstes Glück zu vernichten, alle seine Hoffnungen zu zerstören drohte.

„Um des Himmels Willen!“ rief er bestürzt. „Was sollen wir beginnen?“

„Ich hoffe noch immer, daß mein Vater sich von meinen Bitten und Thränen bewegen lassen wird, diese unglückselige Verbindung aufzugeben. Er liebt mich und hat bis jetzt mir noch keinen Wunsch abgeschlagen.“

„Wie ich den Herzog kenne, wirst Du eher einen Felsen, als ihn erweichen; der härteste Granit ist nicht so hart, als sein Herz.“

„Du thust ihm Unrecht; ich weiß, daß er auch mild sein kann, so schrecklich er in seinem Zorn ist. Wir dürfen nicht verzweifeln.“

„Wenn er aber, wie ich fürchte, auf seinem Willen beharrt und Dich mit Gewalt zwingen wird, ihm zu gehorchen?“

„Dann,“ erwiderte die Prinzessin mit fester Stimme, „werde ich mit Dir sterben.“

„Sterben!“ rief Herr von Eberstein schaudernd. „Du darfst nicht sterben. Ich kann den Gedanken nicht fassen.“

„Ich fürchte nicht den Tod, der uns für immer vereint."

„Aber ich werde nie zugeben, daß Du meinetwegen Dich tödtest."

„Bleibt uns eine andere Wahl?"

„Wir müssen entsagen, uns trennen."

„Das wäre schrecklicher, als der furchtbarste Tod. Lieber ein rasches Ende, als ein langsames, qualvolles Hinsiechen, fern von Dir, an der Seite des ungeliebten Mannes."

„Ich darf ein solches Opfer von Dir nicht annehmen."

„Weißt Du ein anderes Mittel, das uns zu retten vermag?"

„Statt zu sterben," sagte er nach einer Pause, „können wir miteinander entfliehen."

„Du vergißt nur," erwiderte sie schmerzlich lächelnd, „daß eine Prinzessin nicht wie eine Abenteurerin unerkannt in der Welt umherziehen kann. Es giebt keinen Ort, wo wir sicher vor den Verfolgungen meines Vaters wären, keine Regierung, die uns nicht auf seinen Wunsch ausliefern, keinen Souverain, der uns beschützen würde. Wir finden nirgends auf der ganzen Erde ein Asyl vor seinem Zorn."

„Hast Du nie von der Prinzessin von Wolfenbüttel, der unglücklichen Gemahlin des russischen Großfürsten Alexis, gehört, von der man sich erzählt, daß sie mit ihrem Geliebten, einem französischen Offizier, nach Amerika entflohen sei und mit ihm verborgen in der Wildniß des Urwaldes gelebt hat?"

„Leider ist die Geschichte nur eine schöne Fabel. Die Prinzessin starb in Petersburg und ruht in ihrem Grabe."

„Wie die Eingeweihten behaupten, hat die Prinzessin ihre Umgebung nur getäuscht; ihre Krankheit und ihr Tod war eine ebenso klug ersonnene als geschickt ausgeführte Komödie. Während der leere Sarg mit dem höchsten Pomp in der kaiser-

lichen Gruft öffentlich bestattet wurde, entkam sie im Geheimen mit Hülfe ihrer vertrauten Freunde glücklich über den Ocean."

„Ich glaube nicht an solche Wunder. Hast Du keinen bessern Rath?"

„Wie Du weißt, ist mein Oheim mütterlicher Seite der berühmte Graf von Schulenburg, der, als General der Republik Venedig, die Insel Korfu gegen die Türken vertheidigt und sich als Kriegsheld einen unsterblichen Namen erworben hat."

„Was kann der Graf mit seinem Ruhm uns nützen?"

„Er hat mich wiederholt aufgefordert, zu ihm zu kommen und eine Offizierstelle in seinem Regiment anzunehmen, die ich jedoch ausgeschlagen habe, weil ich Dich nicht verlassen wollte. Wenn es uns gelingt, nach Korfu zu entfliehen, so können wir auf seinen Beistand rechnen und unter seinem Schutz allen Verfolgungen Trotz bieten, da mich der Graf wie seinen Sohn liebt. Auf der fernen, einsamen Insel wird uns Niemand suchen; dort sind wir vor jeder Entdeckung sicher und mein Oheim wird nicht zugeben, daß uns ein Leid geschieht."

„Wenn aber der Senat unsere Auslieferung von ihm verlangt —"

„Das haben wir nicht zu befürchten, weil auf der fernen Insel kein Mensch uns kennt und wir uns leicht im Inneren verbergen können, bis die Gefahr vorübergeht. Die Republik, welche dem General zum größten Dank verpflichtet ist und die seine Dienste nicht entbehren kann, wird sich zwar öffentlich den Anschein geben, uns zu verfolgen, aber im Geheimen uns ruhig dulden, da ihr der Graf näher steht, als der ihr gleichgültige Herzog."

„So sei es denn! Ich folge Dir, wohin Du mich führst, über Land und Meer, bis an das Ende der Welt."

„Auch ist die Insel Korfu, wie der Graf schreibt, keine Wildnis, sondern ein kleines Paradies voll duftender Blumen

und goldener Früchte, ein herrliches Asyl für ein liebendes Paar."

„Mehr verlange ich nicht. Wo Du weilst, werde auch ich glücklich sein."

„Allerdings wirst Du viel entbehren, auf die Vorrechte Deiner fürstlichen Geburt, auf den Glanz und Luxus des Hofes verzichten, allen Deinen Ansprüchen entsagen müssen."

„Das kümmert mich nicht," entgegnete die Prinzessin erregt. „Ich verachte die eitle Größe und hasse den gleißenden Schein und die Lüge des Hofes. Deine Liebe ist mir mehr werth, als der nichtige Glanz. Fern von dem mir lästigen Treiben der falschen Menschen, unter dem schönen Himmel Griechenlands, an dem Gestade des blauen Meers werden wir im Schatten der Platanen, unter blühenden Myrthen und Rosen die ganze alte Welt vergessen und ein neues, beneidenswerthes Leben beginnen. Ich bin bereit, mit Dir zu fliehen. Was zögern wir?"

„Erst müssen wir noch die nothwendigen Vorbereitungen treffen, welche einige Zeit beanspruchen und manche Schwierigkeit bieten, da wir keinen Verdacht erregen dürfen. Vor Allem scheint es mir gerathen, das Mißtrauen des Herzogs zu zerstreuen und seine Wachsamkeit zu täuschen."

„Das kann mir nicht schwer fallen, wenn ich nur zum Schein meine Einwilligung zu der von ihm beabsichtigten Verbindung gebe. Wie ich meinen Vater kenne, wird eine solche Erklärung hinreichen, alle seine Zweifel zu beseitigen. Natürlich werden wir nicht die Ankunft des Fürsten abwarten, sondern noch vor der Verlobung das Schloß verlassen."

„Ich selbst will sogleich Alles für unsere Flucht bereiten. Morgen erwarte ich Dich um Mitternacht im Pavillon. Durch die kleine Gartenpforte, zu der Du zum Glück den Schlüssel hast, gelangen wir unbemerkt in den Park, wo unsere Pferde

an der großen Eiche bereit stehen werden. Bevor man unsere Abwesenheit bemerken wird, haben wir einen Vorsprung von mehreren Stunden gewonnen, so daß unsere Verfolger uns nicht mehr einholen können.“ —

Am nächsten Tage erklärte die Prinzessin dem nicht wenig überraschten Herzog, daß sie über Nacht sich nochmals geprüft habe und nach reiflicher Ueberlegung bereit sei, alle seine Wünsche zu erfüllen und ihre Hand dem Fürsten Heinrich zu reichen: worüber ihr Vater so erfreut war, daß er sie zärtlich umarmte und ihr den Schmuck ihrer Mutter, darunter eine unschätzbare Perlenschnur mit einem kostbaren Kreuz von Demanten, zum Geschenke machte.

Seine ungewohnte Milde und Güte rührte sie zu Thränen und ihr Gewissen machte ihr heftige Vorwürfe wegen ihrer lieblosen Täuschung. Mehr als einmal stand sie im Begriff, ihm zu Füßen zu fallen und Alles zu gestehen; nur die Furcht vor seinem Zorn und die Sorge um den Geliebten hielt sie zurück, wenn sie auch nicht ihre auffallende Aufregung und Verwirrung vor ihm zu verbergen vermochte.

„Du weinst,“ sagte er mit einer ihm sonst fremden Freundlichkeit. „Was fehlt Dir, Juliane?“

„O! nichts, nichts!“ murmelte sie verlegen. „Ich denke nur daran, daß ich Dich verlassen muß.“

„Der Fürst wird Dich trösten und gewiß Alles thun, um Dich glücklich zu machen. Auch habe ich Deine Interessen auf das Beste wahrgenommen und für Deine Zukunft so sehr als möglich gesorgt. Du erhältst eine Apanage von vierzigtausend Thalern und zehntausend Thaler Nadelgelder, über die Du ganz frei verfügen kannst. Wenn der Fürst, wie ich wünsche, bald zur Regierung kommt, so muß er die Summe verdoppeln. Im Fall seines Ablebens ist Dir ein Wittwengehalt von dreißigtausend Thalern, das Schloß Heinrichsburg und Güter

im Werthe von einer Million ausbedungen. Außerdem sichern Dir die Ehepakten den Besitz —"

„Verzeihe!" erwiderte die Prinzessin. „Die Geldangelegenheiten sind mir gleichgültig."

„Das verstehst Du nicht, mein Kind! Gerade bei einer fürstlichen Heirath sind die pekuniären Verhältnisse von der größten Wichtigkeit und nächst den politischen Vortheilen die Hauptsache. Die Verbindung der beiden Häuser bietet uns einen bedeutenden Zuwachs unserer Macht und erhöht unseren Einfluß im deutschen Reich. Diese Rücksicht hat mich ganz besonders bewogen, den Antrag des Fürsten anzunehmen, und gewissermaßen den Ausschlag gegeben."

Diese diplomatisch-ökonomischen Enthüllungen des Herzogs mußten die Prinzessin nur in ihrem verhängnisvollen Entschluß bestärken und die Regungen ihres Gewissens wieder ersticken. Ein unbeschreiblicher Ekel vor dem nackten Egoismus ihres Vaters erfüllte ihr Herz und erkältete jedes kindliche Gefühl in ihr.

Nicht ihr Glück, sondern das eigene Interesse und die Staatsraison leiteten den Herzog, und seinem Vortheil opferte er rücksichtslos die Zukunft seiner Tochter. Sie war ihm nur eine Waare, die er möglichst hoch verkaufte, nur ein Gegenstand seines Ehrgeizes und seiner Eitelkeit.

Unter solchen Verhältnissen hielt auch sie sich aller Pflichten entbunden und für vollkommen berechtigt, ihren Vater zu täuschen, was ihr auch so gut gelang, daß er nicht den geringsten Verdacht schöpfte und sie mit Beweisen seiner Zärtlichkeit und Huld überhäufte.

In bester Stimmung wegen ihrer Nachgiebigkeit schickte er sogleich einen Kurier an den benachbarten fürstlichen Hof mit einem Handschreiben, worin er, hocherfreut über das Gelingen seiner Pläne, den Tag der Verlobung bestimmte.

Nachdem er diese für ihn wichtigste Angelegenheit zu

seiner Zufriedenheit erledigt und die Prinzessin liebevoll verlassen hatte, ließ er die bereits im Vorzimmer wartenden Räthe, Adjutanten und Kammerherren nach der vorgeschriebenen Reihe einzeln eintreten, um die täglichen Vorträge und Meldungen entgegenzunehmen.

Ausschließlich mit seinen angenehmen Gedanken beschäftigt, schenkte der Herzog den ihn wenig oder garnicht interessirenden Mittheilungen kaum eine flüchtige Beachtung; nur der Bericht seines ersten Adjutanten erregte seine Aufmerksamkeit.

„Was redet Er da für dummes Zeug, Saldern? Laß' Er mich mit den alten Spukgeschichten in Frieden!"

„Halten zu Gnaden, Euer Hoheit!" versetzte der Adjutant. „Die Schildwachen versichern, daß die Herzogin Sybille seit einigen Wochen wieder umgeht."

„Thorheit! Die Kerle sind betrunken oder feige Hasenfüße. Er hat sich von ihnen etwas aufbinden lassen und sollte sich schämen, daß Er abergläubisch ist."

„Würde auch nicht die Sache geglaubt haben, wenn ich mich nicht mit meinen eigenen Augen überzeugt hätte" — —

„Wie!" unterbrach ihn der Herzog überrascht. „Er selbst hat das Gespenst geseh'n! Was soll das heißen? Erzähle Er mir, wie sich Alles zugetragen hat, aber nehm' Er sich in Acht, mir 'was vorzuflunkern."

„Das würde ich mich nicht unterstehen und ist auch nicht meine Art."

„Ohne Umstände! Seine Vorreden kann Er sich sparen."

„Schon längst," berichtete der Adjutant, „hatte ich mir vorgenommen, die Schloßwachen wieder einmal zu revidiren, besonders den Posten vor dem Pavillon, weil mir der Korporal rapportirte, daß es daselbst nicht geheuer sei und die Leute sich vor den Geistern zurückzögen. Deshalb ging ich gestern um Mitternacht nach der Gallerie, die ich auch richtig unbesetzt fand."

„Da schlag' doch gleich ein Donnerwetter drein!" rief der Herzog zornig. „Wo steckten denn die Schildwachen? Er hat doch die Kerle auf der Stelle krumm schließen lassen und gehörig abgefuchtelt."

„Sie beriefen sich auf den besondern Befehl Ihrer Hoheit, der Prinzessin, welche ihnen durch die Kammerfrau sagen ließ, daß sie sich von der Gallerie fern halten sollten, weil Hochdieselben Migraine hätten und durch das laute Auftreten der Leute im Schlaf gestört würden."

„Und die Schufte haben ihren Posten verlassen! Das ist ja unerhört. Sie sollen aber auch exemplarisch bestraft werden, fünfmal Gassen laufen, damit sie künftig wissen, wer hier zu befehlen hat. Ist Er fertig?"

„Halten zu Gnaden, Euer Hoheit, die Hauptsache kommt erst. Während ich so am Eingang der Gallerie dastehe und die Schildwache gehörig abkanzle, erschien plötzlich am andern Ende, in der Thür des Geisterpavillons, eine hohe, weiße Gestalt, die ganz und gar dem Bild der Herzogin Sybille ähnlich sah, obgleich ihr Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt war, so daß man sie nicht gleich erkennen konnte."

„Weiter, nur weiter!" gebot der Herzog, sichtlich gespannt.

„Bei diesem unerwarteten Anblick bekreuzten sich die Schildwachen und auch ich konnte mich nicht ganz der Furcht vor dem unheimlichen Gespenst erwehren, das aus dem Pavillon in die Gallerie trat und mir mit erhobenen Händen zu drohen schien."

„Ein Soldat und sich fürchten! Er verdiente kassirt zu werden."

„Euer Hoheit wissen, daß ich vor dem Feind meinen Mann stehe und den Tod nicht scheue, aber mit Geistern ist es eine eigene Sache. Da verliert selbst der Muthigste die Courage."

„Er hätte doch wenigstens versuchen sollen, das Gespenst anzuhalten.“

„Das wollt' ich auch, sobald ich mich von meinem Schreck erholt hatte. Bevor ich es aber erreichen konnte, war es in dem dunklen Gang, der nach dem Zimmer der Prinzessin führt, plötzlich verschwunden.“

„In dem Zimmer der Prinzessin!“ wiederholte der Herzog überrascht. „Warum ist er dem Geist nicht nachgefolgt?“

„Das verbot mir der Respekt vor Ihrer Hoheit. Was würde die Prinzessin gesagt haben, wenn ich des Nachts in ihre Appartements eingedrungen wäre?“

„Allerdings! das wäre ihm schlecht bekommen. Eine fatale Geschichte! Möchte nur wissen, was das Gespenst bei der Prinzessin gewollt hat? Jedenfalls muß die Sache streng untersucht werden. Er selbst wird heute Nacht auf Wache ziehn und mir morgen Rapport abstatten. Wenn das Gespenst sich zeigt, so muß Er es ergreifen und festhalten.“

„Zu Befehlen, Euer Hoheit! Diesmal soll es mir nicht entkommen, wenn's auch der Satan in eigener Person wäre.“

„Vor Allem aber wird Er reinen Mund halten und mit keinem Menschen auch nur ein Wort über die fatale Affaire sprechen, sonst soll Er mich kennen lernen. Nur unter der Bedingung, daß Er wie das Grab schweigt, will ich Ihm noch einmal sein pflichtwidriges Benehmen verzeihen und seine Dummheiten pardoniren.“

„Euer Hoheit können sich auf mich verlassen. Wenn ich nicht meine Pflicht thue, lasse ich mich füsiliren.“

Nachdem der Herzog unter nochmaliger Einschärfung der strengsten Verschwiegenheit den Adjutanten verabschiedet hatte, versank er in tiefes Nachsinnen über die ihm peinliche Ange-

legenheit. Die eben erhaltene Mittheilung beunruhigte ihn weit mehr, als er sich selbst gestehen wollte.

Schon die Erinnerung an seine unglückliche Eltermutter war ihm höchst unangenehm und verletzte den auf die Größe und Ehre seines Hauses stolzen Herrn, wenn er auch zu aufgeklärt war, um den allgemein verbreiteten Aberglauben seiner Zeitgenossen zu theilen.

Um so mehr war er geneigt, die Erscheinung der Herzogin Sybille in der Galerie für eine absichtliche Täuschung, für eine betrügerische Maske zu halten, unter der sich nach seiner Meinung eine frivole Hofintrigue, wo nicht gar ein strafwürdiges Verbrechen verbarg.

Von Neuem erwachte das Mißtrauen des Herzogs gegen die Prinzessin, deren Abneigung gegen die von ihm gewünschte Verbindung ihm schon früher verdächtig erschienen war. Trotzdem wollte er nicht an ihre Schuld glauben, da sie erst vor wenig Stunden ihm ihre Einwilligung zu der beabsichtigten Verlobung erklärt hatte.

Obgleich er an die Möglichkeit einer flüchtigen Liaison zwischen ihr und einem seiner Kavaliere dachte, war er doch weit entfernt, derselben eine allzugroße Bedeutung beizumessen, da derartige Galanterien in jener Zeit an den fürstlichen Höfen nicht selten vorzukommen pflegten und äußerst mild beurtheilt, ja sogar gebilligt wurden, so lange die Betheiligten nur die äußeren Dehors beobachteten und keinen öffentlichen Skandal verursachten.

Allein eine tiefere Neigung, ein ernstes Verhältnis, das seine Pläne stören und dem Ruf der Prinzessin schaden konnte, durfte er unter keiner Bedingung dulden, am wenigsten aber ein öffentliches Aergernis zulassen, welches die bereits so gut wie abgeschlossene Verbindung zwischen den beiden Höfen aufzulösen drohte.

Eine solche Eventualität mußte er um jeden Preis zu vermeiden und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu beseitigen suchen. Wo es sich um seine wichtigen Interessen handelte, kannte der Herzog keine Rücksicht und Schonung, war ihm nichts zu heilig und zu theuer, schreckte er vor keiner Gewaltthat, vor keiner Grausamkeit zurück, opferte und zertrat er Alles, was seinem Egoismus im Wege stand.

Bevor er aber einen Entschluß fassen oder einen entscheidenden Schritt thun wollte, hielt der Herzog es für nöthig, im Geheimen die ihm unangenehme Angelegenheit zu untersuchen, um sich ohne Aufsehen die wünschenswerthe Aufklärung über die bisher nur von ihm vermuthete Liaison der Prinzessin und die wahrscheinlich damit zusammenhängende Geistererscheinung zu verschaffen, vor Allem aber die Person des Kavaliers ausfindig zu machen, der sich unterfangen, mit der Prinzessin ein Verhältnis anzuknüpfen und seine Pläne zu kreuzen, um je nach dem Ausfall dieser Untersuchung seine Maßregeln zu treffen.

Während der Herzog noch so überlegte, ließ sich die Oberhofmeisterin bei ihm anmelden und durch den Kammerherrn in einer dringenden Angelegenheit um eine Audienz bitten, welche ihr auch sogleich bewilligt wurde.

„Euer Hoheit,“ sagte die sichtlich aufgeregte Dame, nachdem sie sich tief verneigt hatte, „werden verzeihen, wenn ich es wage —“

„Treten Sie näher, liebe Gräfin! Sie sind mir jeder Zeit willkommen und heute ganz besonders. Wenn Sie mich nicht aufgesucht hätten, so würde ich zu Ihnen geschickt haben.“

„Allzu gnädig!“

„Doch was bringen Sie mir, was führt Sie her?“

„Leider nichts Angenehmes oder Erfreuliches. Ich fürchte fast —“

„Halten Sie sich nicht länger auf und kommen Sie zur Sache. Was ist vorgefallen?“

„Wie Euer Hoheit sich gewiß noch erinnern werden, habe ich den Befehl erhalten, die allergnädigste Prinzessin zu beobachten, respektive von meiner Nichte, dem Hoffräulein von Blaßwitz, wegen einer befürchteten Liaison im Geheimen und mit der nöthigen Diskretion überwachen zu lassen.“

„Allerdings! Auch war es mein Wunsch, daß Sie diese Aufsicht so lange fortsetzen sollten, bis Sie sich über ein derartiges Verhältnis Gewißheit verschafft haben würden.“

„Nur mit schwerem Herzen habe ich den delikaten Auftrag übernommen, in Erwägung der damit verknüpften Schwierigkeiten, aber auch in der Hoffnung auf die Schuldlosigkeit der Prinzessin. Um so mehr muß es mich schmerzen —“

„Mon Dieu!“ rief der Herzog ungeduldig. „Sie machen ja ein wahres Leichenbittergesicht, als ob es sich um ein todeswürdiges Verbrechen handelte. Sie werden mich wirklich noch ernstlich böse machen, wenn Sie mir nicht offen die Wahrheit sagen und mich noch länger auf die Folter spannen.“

„Euer Hoheit werden dies gewiß begreiflich finden,“ seufzte die Oberhofmeisterin, „und es mir nicht entgelten lassen, wenn ich Sie betrübe. Es fällt mir schwer, die von mir hochverehrte Prinzessin, welche ich wie eine Tochter liebe, anzuklagen. Ich bin deshalb außer mir und betrachte es als das größte Unglück meines Lebens.“

„Thuen Sie mir den Gefallen und verschonen Sie mich mit Ihren Lamentationen. Ich will endlich wissen, was die Prinzessin gethan hat?“

„Da Euer Hoheit darauf dringen, so kann ich Ihnen nicht länger verschweigen, daß die Prinzessin eine intime Liaison mit einem tief unter ihr stehenden Kavalier unterhält und sich mit ihm geheime Rendezvous giebt.“

Bei diesen Worten überzog eine dunkle Röthe das steinerne Gesicht des Herzogs; seine Augen flammten wie grelle Blitze und seine finsteren Züge verzerrten sich so furchtbar, daß die Oberhofmeisterin vor Schreck am ganzen Körper zitterte und sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Ein unartikulirter Wuthschrei entrang sich seinen zusammengepreßten Lippen und mit geballter Faust schlug er auf den vor ihm stehenden Tisch, als ob er ihn zertrümmern wollte.

„Unerhört!“ keuchte er mit heiserer Stimme, „niederträchtig, scandalös!“

„Beruhigen sich Euer Hoheit und denken Sie an Ihre theure Gesundheit!“

„Die Elende! Sie soll es büßen.“

„Euer Hoheit dürfen nicht vergessen, daß die Prinzessin Ihre Tochter ist; die Klugheit gebietet, allen Eclat zu vermeiden und in einem solchen Fall die größte Delikatesse zu beobachten. Vielleicht ist auch die Prinzessin weniger schuldig, als wir glauben, und nur der Verführer —“

„Der Schurke soll seiner Strafe nicht entgehn. Ich will ein Exempel an ihm statuiren, ihn zermalmen, foltern lassen, jedes Glied von seinem Leibe reißen, daß er den Tod noch für eine Wohlthat halten soll. Den Namen! Ich muß den Namen der Kanaille wissen.“

„Freiherr von Eberstein, Hofjägermeister Seiner Hoheit,“ erwiderte die Oberhofmeisterin zögernd.

„Der Bube, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe. Wer hätte das denken sollen! Haben Sie Beweise für seine Schuld?“

„So weit dies unter solchen Umständen möglich ist. Meine Beweise stützen sich hauptsächlich auf die Angaben meiner Nichte, der ich im Einverständnis mit Eurer Hoheit die Ueberwachung der Prinzessin anvertraute und für deren Zuverlässigkeit ich mich verbürgen kann.“

„Die kleinste Unwahrheit, die sie sich zu Schulden kommen ließe, würde ihr auch theuer zu stehen kommen. Was hat das Hoffräulein entdeckt?“

„Gestern bei der Toilette der Prinzessin bemerkte meine Nichte eine rothe Schleife, welche ihre Hoheit sich von ihr an die linke Schulter stecken ließ, trotzdem Ulrike sich dagegen erklärte, weil ihr die rothe Farbe nicht zu der weißen, goldgestickten Robe zu passen schien. Auf ihre unterthänigen Vorstellungen gerieth die Prinzessin in heftigen Zorn und befahl ihr die Schleife zu befestigen. Dieser Umstand kam meiner Nichte um so auffallender vor, als sie schon seit einiger Zeit aus verschiedenen Wahrnehmungen ein unerlaubtes Verhältnis zwischen der Prinzessin und dem Hofjägermeister von Eberstein vermuthete. Aus diesem Grunde legte sie auch der Schleife die besondere Bedeutung eines verabredeten Zeichens, eines geheimen Einverständnisses zwischen Beiden bei; was ihr auch das Verhalten des Hofjägermeisters zu bestätigen schien, da dieser bei dem Anblick derselben nicht seine freudige Verwirrung zu verbergen vermochte.“

„So schlau,“ bemerkte der Herzog mit bitterem Lächeln, „kann auch nur ein Frauenzimmer sein. Aber Vermuthungen sind noch keine Beweise. Wenn Sie nichts weiter gegen meine Tochter vorzubringen haben, so hätten Sie sich die Mühe und mir den Aerger sparen können.“

„Ich würde auch mit einer solchen Bagatelle,“ erwiderte die Oberhofmeisterin, „Euer Hoheit nicht behelligt haben, wenn meine Nichte nicht wichtigere Dinge entdeckt hätte, die kaum an der Schuld des Herrn von Eberstein zweifeln lassen.“

„Fassen Sie sich kurz, Gräfin! Sie wissen, daß mir die lange Rederei verhaßt ist.“

„Noch andere, nicht minder wichtige Beobachtungen, welche meine Nichte im Verlauf des gestrigen Abends machte, trugen

dazu bei, ihren Verdacht wegen eines unerlaubten Verhältnisses zu erhöhen, beziehungsweise zu bestätigen. Nachdem die Prinzessin sich zurückgezogen und ihre Damen verabschiedet hatte, beauftragte sie ihre Kammerfrau, die in der Galerie stehenden Schildwachen zu entfernen, unter dem Vorgeben, daß sie leidend sei und von ihnen in ihrer Ruhe gestört werde."

„Das hat mir auch Herr von Saldern gemeldet und erscheint auch mir auffallend, aber keineswegs hinreichend, eine so ungeheuerliche Anklage zu begründen."

„Aber genügend, um die Wachsamkeit meiner Nichte zu rechtfertigen. Zu diesem Zweck verbarg sie sich hinter einem Pfeiler der Galerie, da sie überzeugt war, daß die Prinzessin mit Herrn von Eberstein sich ein Rendezvous geben wollte."

„Ich hätte der Blaßwitz den Muth nicht zugetraut."

„Ihr Eifer, Eurer Hoheit zu dienen, war stärker als ihre Furcht. Hinter dem Pfeiler verborgen, konnte sie die ganze Galerie übersehen, so daß Niemand vorüberzugehen vermochte, ohne von ihr bemerkt zu werden. Mit dem Schlage der zwölften Stunde kam ein vermummter Mann, den sie trotz der Kapuze, welche sein Gesicht bedeckte, an seinem Gang und seiner ganzen Haltung erkannte."

„Herr von Eberstein!" rief der Herzog zähneknirschend; „der Verräther!"

„Mit leisen, kaum hörbaren Schritten eilte er nach dem Geisterpavillon, in dem er verschwand. Bald darauf öffnete sich die Thür des dunkelen Ganges, der nach den Appartements der Prinzessin führt; in derselben erschien eine weiße Gestalt, vom Scheitel bis zur Zehe in einen dichten Schleier gehüllt, ganz wie der Geist der Herzogin Sybille."

„Die Prinzessin!" murmelte er finster. „Kein Zweifel! Sie war es."

„Nachdem sie sich vorsichtig umgesehen, schlüpfte auch sie

durch die Galerie in den Pavillon, aus dem Beide erst nach ungefähr einer halben Stunde Hand in Hand zurückkehrten. Obgleich sie leise mit einander flüsterten, konnte meine Nichte ihre Unterhaltung belauschen und daraus entnehmen, daß sie beabsichtigten, in der nächsten Nacht miteinander zu fliehen."

„Unerhört!"

„Nachdem sich Beide ewige Liebe und Treue geschworen, trennten sie sich gerade in dem Augenblick, als der Adjutant, Herr von Saldern, am entgegengesetzten Ende der Galerie erschien. Ungehindert entkam Herr von Eberstein, während die Prinzessin durch die geheime Tapetenthür in der Mauer verschwand, mit Zurücklassung der rothen Schleife, die sie in der Eile verlor und welche meine Nichte aufhob, um sie durch mich Eurer Hoheit als Beweismittel einzuhändigen."

Zugleich überreichte die Oberhofmeisterin dem Herzog die verhängnisvolle Schleife, welche wie ein frischer Blutfleck die Anklage zu bestätigen und die Schuld der Liebenden gleichsam zu bezeugen schien, so daß jeder Zweifel schwinden mußte.

Nachdem die Oberhofmeisterin ihren unheilvollen Bericht beendet hatte, herrschte in dem glänzenden Saal eine unheimliche Stille, die sie nicht zu unterbrechen wagte. In düstern Gedanken versunken, brütete der Herzog schreckliche Rache. Die härteste Strafe schien ihm noch nicht hart genug, die furchtbarste Qual noch zu mild für den Verräther, der sich unterfangen hatte, seine Augen zu der Tochter seines Herrn zu erheben.

Auch die Prinzessin sollte schwer für ihre Schuld büßen und an ihm einen strengen nachsichtslosen Richter finden.

Je mehr er sie geliebt, desto mehr zürnte er ihr, desto weniger konnte er ihr die ihm zugefügte Schmach und die von ihr beabsichtigte Flucht verzeihen.

Da er aber trotzdem nicht auf seine ehrgeizigen Pläne und die Verbindung mit dem Fürsten verzichten wollte, so mußte

er jeden öffentlichen Skandal vermeiden und in tiefster Stille seine Maßregeln zur Ergreifung und Bestrafung der Schuldigen treffen.

Zu diesem Zwecke schärfte der Herzog noch einmal der Oberhofmeisterin die strengste Verschwiegenheit über das Vorgefallene ein, sie und ihre Nichte mit den schwersten Strafen bedrohend, wenn sie das Geringste über die Angelegenheit verlauten ließen. Ebenso mußte der von ihm besonders instruirte Adjutant sich mit seinem Ehrenwort feierlich verpflichten, die ihm ertheilten Befehle geheim zu halten und pünktlich zu vollziehen, wobei sich dieser nicht eines leichten Schauers erwehren konnte.

So vorbereitet, erwartete der Herzog mit geheuchelter Ruhe seine ahnungslosen Opfer; nie war er freundlicher gegen die Prinzessin und gnädiger gegen den Herrn von Eberstein gewesen, als an dem Abend, wo er auf das Verderben Beider sann.

IV.

Kurz vor Mitternacht trat aus den herzoglichen Gemächern ein großer, stattlicher Herr, in einen dunklen Mantel gehüllt, das Gesicht mit einer schwarzen Sammtmaske bedeckt, wie sie in jener Zeit die Kavalliere und Hofdamen bei ihren galanten Abenteuern zu tragen pflegten, bewaffnet mit dem langen Stoßdegen und scharf geladenen Pistolen, als ginge er zu einem Duell oder einem Kampf auf Tod und Leben.

Ungesehen schritt der Herr über die nur selten oder gar nicht benutze Hintertreppe nach der Galerie, an der der Adjutant von Saldern ihn erwartete und mit einer tiefen stummen Verneigung empfing.

„Alles in Ordnung?" fragte der Herzog mit leiser Stimme.

„Wie Euer Hoheit befohlen haben. Die Wachen sind so aufgestellt, daß Niemand sie bemerken und doch Keiner ihnen entgehen kann; zwei Mann hinter dem großen Pfeiler, viere in den beiden Nischen neben dem Geisterpavillon und zwei an der kleinen Gartenpforte. Außerdem habe ich den Park absperren lassen, so daß kein Mensch durchkommen kann."

„Er hat doch die Leute gehörig instruirt und ihnen gesagt, wie sie sich zu verhalten haben?"

„Sie sollen Jeden frei herein und Keinen hinauslassen; auch habe ich ihnen so streng anbefohlen, kein Geräusch zu machen und sich still zu verhalten, daß sie kaum zu athmen wagen."

„Wissen Sie, daß sie füsilirt werden, wenn sie nur ein Wort sprechen, einen Laut von sich geben?“

„Euer Hoheit können ganz unbesorgt sein. Die Leute sind stumm wie das Grab und würden sich eher die Zunge abbeißen.“

„Still!“ unterbrach ihn der Herzog, mit angehaltenem Athem lauschend. „Ich höre Schritte; man kommt. Wir wollen uns zurückziehn. Auf den Posten, Saldern, und aufgepaßt!“

Im nächsten Augenblick schlug es zwölf Uhr; mit dem letzten dumpfen Schlage zeigte sich am Eingang der Galerie eine vermummte Männergestalt, die leise wie ein Schatten vorüberglitt und in dem Geisterpavillon verschwand.

Bald darnach erschien in der Thür des dunklen Ganges die weiß gekleidete, dicht in ihren Schleier gehüllte Prinzessin, welche mit schwankenden Schritten, wie von einer unsichtbaren Macht zurückgehalten, nur zögernd dem vorangeeilten Geliebten folgte.

Von Neuem regte sich ihr Gewissen und bestürmte sie mit Vorwürfen wegen ihrer unkindlichen Lieblosigkeit. Schwere Bedenken und Zweifel erfüllten ihre Seele und bange Ahnungen bedrückten ihr vor Aufregung laut pochendes Herz. Unwillkürlich mußte sie an das Schicksal der unglücklichen Herzogin Sybille denken, deren Geist sie durch ihr frevelhaftes Gaukelspiel herausgefordert und erzürnt zu haben glaubte.

Vor ihren, von innerer Angst verwirrten und getäuschten Blicken schwebten die Schatten ihrer Ahnen, ihre bleiche Eltermutter mit den traurigen Augen und der wilde Herzog Christian mit den unheimlichen Zügen, welche an der Schwelle des Pavillons zu stehen und ihr den Eintritt mit drohenden Mienen zu wehren schienen.

Doch der Gedanke an ihre Liebe und ihr Haß gegen die ihr aufgezwungene Verbindung ließ sie alle Mahnungen des

Gewissens und die Warnungen der Geister vergessen. Unwiderstehlich zog es sie fort nach dem verhängnisvollen Pavillon, in, ihr Verderben, das ungesehen in der Person des Herzogs hinter ihn herschritt.

Still und geräuschlos wie das dunkle Schicksal folgte er ihr auf den Fuß, im Schutz der herrschenden Finsternis, unbemerkt und unbeachtet von den Liebenden, die in diesem Augenblicke der höchsten Aufregung und Spannung mit Blindheit und Taubheit geschlagen waren, weder sehen noch hören wollten.

Von dem seidenen Fenstervorhang, hinter dem er sich verbarg, hinlänglich verhüllt, konnte er jedes Wort, das Beide miteinander sprachen, in seinem Versteck belauschen. Regungslos, mit finstern Blicken und zusammengepreßten Lippen, die Hand am Degengriff, stand er da wie das eherne Bild der Rache ohne Mitleid und Erbarmen, Tod und Vernichtung brütend wie ein blutgieriges Raubthier seine Beute belauernd.

An der Brust des Geliebten, von seinen Armen umschlungen, lehnte die Prinzessin, von den widersprechendsten Empfindungen, von Schmerz und Freude, von Furcht und Hoffnung bestürmt, während er die Aufgeregte zärtlich an sein Herz drückte und durch liebevolle Worte zu beruhigen und zu ermuthigen suchte,

„Was fehlt Dir?" fragte er besorgt. „Du zitterst: Deine Hände sind so kalt und Dein Puls schlägt so stürmisch."

„Mir ist das Herz so schwer, so beklommen, als ob uns ein furchtbares Unglück drohte. Wenn man unsere Flucht entdeckt hätte, wenn mein Vater darum wüßte —"

„Wie kannst Du glauben! Niemand hat eine Ahnung, am wenigsten der Herzog, der sich durch Deine Einwilligung täuschen läßt."

„Es schmerzt mich, daß ich ihn hintergangen. Er wird mir nie verzeihen."

„Er allein trägt die Schuld, da er Dich zwingen will, den Dir verhaßten Fürsten zu heirathen.“

„Dennoch ist es Unrecht. Ist er nicht mein Vater?“

„Ein Vater,“ erwiderte Herr von Eberstein heftig, „dem sein Vortheil höher steht als das Glück seines Kindes, der seine Tochter wie eine Sklavin verkauft und sie, wie Du selbst sagst, seinem Ehrgeiz opfert, grausamer wie Agamemnon die arme Iphigenia.“

„Das ist leider wahr. Ich habe ihn vergebens gebeten, auf meinen Knieen beschworen —“

„Und er stieß Dich hart und unbarmherzig zurück. Er selbst hat es nicht anders gewollt und Dich zum Aeußersten getrieben. Auch die kindliche Pflicht hat ihre Grenzen und ein tyrannischer Vater nicht das Recht, seine Tocher unglücklich zu machen und ihr Verderben zu fordern.“

„Nein, mein!“ rief die Prinzessin schaudernd. „Lieber will ich sterben, als dem widerwärtigen Fürsten angehören. Nur der Gedanke an den Abschied und die Furcht vor der ungewissen Zukunft macht mir das Herz schwer und beängstigt mich.“

„Noch steht Dir die Wahl frei,“ versetzte er, „noch kannst Du umkehren, wenn es Dir so schwer fällt, Dich von Deinem Vater zu trennen und auf den Glanz einer Fürstenkrone zu verzichten.“

„Nicht um eine Kaiserkrone, nicht um den höchsten Thron auf Erden ist mir Deine Liebe feil. Lieber mit Dir in Elend und Noth, als mit dem Fürsten im höchsten Glanz und größten Ueberfluß. Du bist mir theurer, als Vater und Bruder, als die ganze Welt.“

„Und ich schwöre Dir, daß ich Dich mehr liebe, als mein Leben und meine Seligkeit. Jeder Blutstropfen meiner Adern, jeder Schlag meines Herzens, jeder Gedanke meiner Seele ge=

hört Dir allein. Ich kann Dir keine goldene Fürstenkrone bieten, aber ein Herz treu wie Gold und eine Liebe, die nur mit meinem Tode endet."

„Sie sind mir mehr werth, als alle Kronen. Wenn ich sie besitze, kümmert mich nicht die ganze Welt. Nicht der Hof, nicht Bruder und Vater sollen mich zurückhalten, Dir zu folgen und Dein Schicksal zu theilen."

„So komm und laß uns eilen!" sagte er, ihre Hand ergreifend. „Wir dürfen nicht länger säumen. Nur noch wenige Augenblicke, und wir sind frei und in Sicherheit."

„Verräther!" donnerte ihm eine rauhe, nur zu gut bekannte Stimme entgegen. „Keinen Schritt weiter, keinen Laut, oder Du bist des Todes!"

Mit gespannter Pistole stand der Herzog vor den Liebenden, sie mit seinen finsteren, Unheil verkündenden Blicken durchbohrend, furchtbar in seinem Zorn, schrecklich durch seine von Wuth, Haß und Rache verzerrten Züge, mitleidslos wie der starre Stein, kalt und hart wie scharfer Stahl.

Bleich und stumm vor Entsetzen, als hätten sie das düstere Gesicht des Todes oder ein gräßliches Medusenhaupt gesehen, starrten die Schuldigen den Herzog an, keines Wortes, keiner Bewegung mächtig, wie ein schüchternes Taubenpaar, auf das der mörderische Weih niederstößt.

In dem Pavillon herrschte eine so bange Stille, daß man ihren fliegenden Athem, den Schlag ihrer geängstigten Herzen hören konnte; jenes unheimliche Schweigen, das dem nahenden Sturm vorangeht und den Ausbruch des verheerenden Gewitters verkündigt.

„Mein Vater!" flehte die Prinzessin mit erhobenen Händen. „Erbarmen, Mitleid, Verzeihung!"

Keine Antwort! Die Hand an dem Hahn der Pistole, deren Lauf im Mondschein blinkte, zielte der Herzog auf die

Brust des Herrn von Eberstein, der muthig, ohne zu zittern, dem gewissen Tod entgegensah. Mit einem lauten Verzweiflungsschrei warf sich die Prinzessin zwischen den Vater und den Geliebten, diesen mit ihren Armen umschlingend und mit ihrer Brust die seinige schützend.

„Erst mußt Du mich tödten!" rief sie entschlossen. „Wir sterben zusammen."

„Laß mich!" bat er. „Ich allein bin schuldig und habe den Tod verdient. Ich sterbe gern."

„Und ich mit Dir," erwiderte sie, ihn nur noch fester umklammernd. „Ein Grab soll uns Beide umschließen und für immer vereinen."

Trotz seiner Härte und Grausamkeit wagte der Herzog weder zu schießen, noch die Liebenden gewaltsam zu trennen, da er vor dem öffentlichen Aufsehen und einer blutigen Katastrophe zurückschreckte, welche unfehlbar die Ehre seines Hauses und alle seine ehrgeizigen Pläne mit einem Schlage vernichten mußten.

Die feste Entschlossenheit der Prinzessin und der unerschütterliche Muth des Hofjägermeisters zwangen ihn, auf seine augenblickliche Rache zu verzichten, um nur desto sicherer und härter den Verführer seiner Tochter zu strafen und zu verderben.

Ein wahrhaft höllischer Gedanke durchzuckte ihn, wie ihn nur das Gehirn eines jener früheren Despoten fassen konnte; ein raffinirter Einfall, der ebenso seinem grausamen Charakter wie seinen ehrgeizigen Wünschen entsprach, durch den er jeden Skandal zu vermeiden, die äußeren Dehors zu wahren und zugleich alle der von ihm beabsichtigten Verbindung entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen hoffte.

Zu diesem Zweck heuchelte er eine seinem Herzen mehr als je fremde Nachsicht. Scheinbar gerührt und erweicht von den Bitten und Thränen der Prinzessin, ließ er die zum Schuß

erhobene Hand sinken und nahm die Miene des tiefgekränkten aber keineswegs unversöhnlichen Vaters an.

„Obschon Er," sagte der Herzog mit erheuchelter Ruhe, „hundertfach den Tod verdient, will ich mich nicht mit Seinem Blut beflecken und Ihm das Leben schenken."

„O, mein Vater!" rief die Prinzessin, freudig überrascht. „Wie soll ich Dir danken?"

„Ich bin der Gnade nicht werth," stammelte Herr von Eberstein verwirrt.

„Auch will ich," fuhr der Herzog in demselben falschen Tone fort, „von jeder andern Strafe Abstand nehmen, wenn Er mir verspricht —"

„Alles, was Eure Hoheit von mir verlangen —"

„Daß Er allen Ansprüchen auf die Prinzessin entsagt und mir sein Ehrenwort giebt, sie nie mehr im Leben zu sehen."

„Ich will jedes, selbst das schwerste Opfer bringen, wenn sie es wünscht und ich damit ihr Glück und ihre Ruhe erkaufen kann," erwiderte er, sie traurig anblickend.

„Nein, nein!" stöhnte die Prinzessin. „Das kann ich nicht zugeben."

„Bedenke, was Du thust!" entgegnete der Herzog kalt. „Das Leben dieses Mannes liegt in Deiner Hand. Wenn er seiner Liebe nicht für immer entsagt und Du Dich weigerst, dem Fürsten Deine Hand zu reichen, so muß er sterben, so wahr ich —"

„Halt ein!"

Das war ein Schmerz, der sich mit keinem auf Erden vergleichen ließ, ein Ringen und Kämpfen bitterer als der qualvollste Tod. Ein Wort aus ihrem Munde konnte den Geliebten retten oder verderben, ihm das verwirkte Leben schenken oder ihn tödten. Wenn sie sich weigerte, den Fürsten zu heirathen, war er verloren; und wenn sie ihrem Vater gehorchte, brach

sie sein und ihr Herz, vernichtete sie sein und ihr Glück für immer.

Rathlos und hülflos ließ sie ihre Blicke von dem Einen zu dem Andern, von dem unerbittlichen Vater zu dem unglücklichen Geliebten ängstlich schweifen, vergebens um Mitleid, um Verzeihung flehend, unfähig, einen festen Entschuß zu fassen und die erwartete Entscheidung zu treffen.

Zwischen Tod und Leben, zwischen Vernichtung und Entsagung schwankend, blieb ihr keine andere Wahl, als sich selbst zu opfern, die verhaßte Verbindung einzugehen, auf ihr Glück zu verzichten, um das bedrohte Leben des Geliebten zu retten.

„Nun," fragte der Herzog nach einer langen, peinlichen Pause ungeduldig. „Hast Du Dich besonnen?"

„Ich werde Dir gehorchen," schluchzte sie gebrochen, „und dem Fürsten meine Hand reichen."

„Nein, nein!" rief Herr von Eberstein verzweifelt. „Lieber will ich sterben, den qualvollsten Tod leiden, als ein solches Opfer annehmen."

„Der Mensch ist wahnsinnig, komplet übergeschnappt," erwiderte der Herzog, mit häßlichem Lachen. „Er sollte Gott und der Prinzessin auf den Knieen für Sein Leben danken."

„Das Leben ist mir verhaßt, mein Dasein eine Last."

„Der Kerl ist wirklich fürs Tollhaus reif. Nehm' Er sich in Acht!"

„Verzeih' ihm," bat die Prinzessin, „wenn der Schmerz ihn verwirrt und ihm die Besinnung raubt! Er wird sich so wie ich in das Unvermeidliche fügen und mit der Zeit sich beruhigen. Habe Mitleid mit ihm und auch mit mir! Du gabst mir Dein Wort, ihn zu schonen."

„Was ich versprochen, werde ich auch halten. Ich schenke ihm das Leben —"

„Und erläßt ihm jede Strafe,“ fügte die Prinzessin mißtrauisch hinzu.

„Auch das will ich Dir zu Gefallen thun, so wenig er eine solche Gnade verdient.“

„Herr von Eberstein ist also frei und darf unbelästigt zu seinem Oheim, dem Grafen Schulenburg, nach Korfu gehn.“

„Das ist vorläufig nicht möglich,“ entgegnete der Herzog kalt. „Der Sicherheit wegen sehe ich mich genöthigt, ihn einige Zeit bis nach Deiner erfolgten Vermählung gleichsam als Pfand für seine Verschwiegenheit und für Deinen Gehorsam in Verwahrung zu halten. Mein Wort bürgt Dir dafür, daß ihm kein Leid geschehen und er anständig behandelt werden soll, wenn er sich ruhig verhält und Du den Fürsten heirathest.“

Ohne die Antwort der Prinzessin abzuwarten, ergriff der Herzog ihren Arm und zog sie schnell mit sich fort, so daß sie nur mit einem unbeschreiblichen schmerzlichen Blick von dem unglücklichen Geliebten Abschied nehmen konnte, der in düsterer Verzweiflung zurückblieb, von bangen Ahnungen erfüllt.

Während er betäubt von dem furchtbaren Schlage dumpf vor sich hinstarrte, trat der Adjutant in Begleitung zweier Soldaten in den Pavillon und forderte ihn im Namen des Herzogs auf, ihm zu folgen.

„Darf ich nicht wissen,“ fragte er bestürzt, „wohin Sie mich führen?“

„Das werden Sie bald genug erfahren,“ entgegnete Herr von Saldern düster. „Seine Hoheit hat mir streng verboten, darüber mit Ihnen zu sprechen.“

„Und wenn ich mich weigere, Ihnen zu folgen?“

„Dann würde ich mich zu meinem Bedauern genöthigt sehen, Gewalt zu brauchen. Seien Sie vernünftig, Herr von Eberstein, und erschweren Sie mir nicht meine traurige Pflicht! Wenn Sie sich widersetzen, bleibt mir nichts übrig, als ihnen

Handschellen anlegen und sie von meinen Leuten in den Wagen tragen zu lassen. Bei dem Verdacht eines Fluchtversuchs, bei der geringsten verfänglichen Bewegung habe ich den Befehl, Sie niederzuschießen."

Unter solchen Umständen von der Nutzlosigkeit jedes Widerstandes überzeugt, folgte Herr von Eberstein dem Adjutanten zu dem an der Gartenpforte haltenden Wagen. Nachdem man ihm die Augen verbunden hatte, setzte sich Herr von Saldern mit gespannter Pistole an seine Seite, während die beiden Soldaten ihm gegenüber mit ihren Gewehren Platz nahmen, so daß es ihm unmöglich war, zu entfliehen, selbst wenn er gewollt hätte.

Trotz der ihn umgebenden Finsternis bemerkte er, wie der Wagen in größter Eile dahinjagte über dröhnende Brücken und durch stille schlafende Dörfer, bergauf und bergab, auf geebneten Wegen und holzerigen Dämmen. Bald verkündigte ihm das Rauschen des Wassers die Nähe eines Flusses, bald das Brausen des Windes in den Wipfeln der Bäume, daß er durch einen meilenlangen Wald fuhr.

Ab und zu hielt der Wagen einige Minuten vor einem abgelegenen Wirthshaus oder einer einsamen Poststation, um die abgehetzten Pferde verschnaufen zu lassen oder zu wechseln. Wiederholt bot der Adjutant seinem Gefangenen Speisen und Wein an, die dieser jedoch zurückwies. Sonst wurde zwischen Beiden kein Wort gesprochen, als ob sie stumm wären.

Um so ungestörter konnte sich Herr von Eberstein seinen traurigen Gedanken und schmerzlichen Erinnerungen überlassen. Liebe und Haß, Furcht und Verzweiflung, Reue und Kummer bestürmten sein gequältes Herz und verfolgten ihn unablässig wie ein schrecklich banger Traum auf seiner nächtlichen Fahrt.

Noch einmal durchlebte er im Geist die letzten Scenen

und Ereignisse seines nur zu kurzen Glückes und jähen Sturzes. Vor seinen Augen schwebte das Bild der verlassenen Prinzessin, schöner und begehrenswerther als je. Er sah sie bald hoch zu Roß, an seiner Seite, mit glühenden Wangen und fliegenden Haaren durch den Wald jagen, bald in seinen Armen und an seinem Herzen in dem verschwiegenen Geisterpavillon ruhen, ihn zärtlich umschlingend und mit ihrer Liebe entzückend.

Noch glaubte er den Druck ihrer zarten Hand, den berauschenden Hauch ihrer süßen Lippen zu fühlen und ihre bezaubernde Stimme zu hören. Ein Augenblick und Alles war dahin, verloren, verschwunden, für immer zerstört. Heute glücklicher wie der reichste König, und morgen elender als der ärmste Bettler.

Er konnte es nicht fassen, daß ihm die Geliebte entrissen worden, daß sie einem andern Mann angehören und die Gattin des verhaßten Fürsten werden sollte. Das war bitterer als der schmerzlichste Tod, als alle Qualen der Hölle. Er verwünschte sein Geschick, sein Leben, vor Allem den grausamen Tyrannen, der ihn gezwungen, seiner Liebe zu entsagen, und seinem Ehrgeiz die Tochter erbarmungslos opferte. Mit Freuden wäre er für sie gestorben, und er dankte ihr nicht, daß sie ihn gerettet hatte.

Sein eigenes Loos war ihm gleichgültig und die dunkle Zukunft kümmerte ihn nicht. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen und der Tod erschreckte ihn nicht. Nur die Ungewißheit quälte ihn, die geheimnisvolle Fahrt, das düstere Schweigen seines Begleiters, die dunkle Binde vor seinen Augen, all diese mysteriösen Vorbereitungen und Maßregeln, als ob es sich um ein Verbrechen handelte, welches das Licht des Tages scheute und sich in tiefe Finsternis verbergen müßte.

Was bedeutete das Alles? Was hatte man mit ihm vor? Wohin führte man ihn? Er kannte den Herzog zu

gut, um ihm nicht das Aergste, jede Grausamkeit, jede Schandthat zuzutrauen. Wollte er ihn heimlich, um alles Aufsehen zu vermeiden, hinrichten lassen, ihn ermorden oder ihn lebendig in einem jener furchtbaren Kerker begraben, ihn langsam zu Tode foltern?

Er hatte entsetzliche Geschichten von der raffinirten Grausamkeit des Herzogs, von der höllischen Rachsucht des Tyrannen gehört, die man sich leise mit bleichem Gesicht am Hofe in's Ohr flüsterte, von verhungerten Gefangenen, von angeketteten Skeletten, von verstümmelten Leichen und verschwundenen Kavalieren, die man nie wiedersah und nach denen selbst ihre Eltern und besten Freunde nicht zu fragen wagten.

Er dachte an seine arme Mutter, deren Stolz und Hoffnung er war, an seine verlassene Schwester, die ihn so zärtlich liebte, an seine Angehörigen, welche er im Taumel seines Glückes, im Rausch der wilden Leidenschaft vergessen hatte. Er sah ihre bleichen, bekümmerten Gesichter, ihre verweinten Augen, er hörte ihre Klagen um den verlorenen Sohn und Bruder, und bittere Reue, schmerzliche Gewissensbisse zerfleischten ihm das Herz.

In namenloser Pein verflossen so die Stunden, die dem Unglücklichen wie Ewigkeit dünkten. Dumpf rollten die Räder des Wagens auf unbekannten Wegen dem ungewissen Ziel entgegen; rings um ihn dichte Finsternis und banges Schweigen.

Seine Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht, als plötzlich der Wagen anhielt und der Adjutant ihn aufforderte, auszusteigen, nachdem er ihm die Binde von den Augen genommen hatte.

Vor seinen Blicken lag im fahlen Morgenlicht eines düstern Wintertages eine ihm gänzlich fremde, öde Landschaft, in deren Mitte sich ein großes wüstes Gebäude wie ein riesiger Steinsarkophag erhob, rings von hohen grauen Mauern um-

geben, mit schwarzen, eisernen Thüren und kleinen vergitterten Fenstern versehen, hinter denen das Elend und die Verzweiflung zu hausen schienen.

Eine unbeschreibliche Trostlosigkeit, eine grauenvolle Verlassenheit lagerte wie ein Fluch auf der ganzen Gegend und dem unheimlichen Bau, der einer Höhle wilder Dämonen glich, von den Seufzern, Flüchen und Verwünschungen der Verdammten umschwebt.

Bei diesem traurigen Anblick erbleichte Herr von Eberstein; sein Herz zog sich krampfhaft zusammen und das Blut erstarrte in seinen Adern.

„Um des Himmels Willen!“ rief er bestürzt. „Wo sind wir?“

„Am Ziele unserer Reise,“ entgegnete der Adjutant geheimnisvoll.

„Und dieses schreckliche Haus? Was hat das zu bedeuten?“

„Das kann und darf ich Ihnen nicht sagen.“

„Ich bitte und beschwöre Sie, mir nichts zu verschweigen.“

„Unmöglich!“ versetzte der Adjutant, indem er sich abwendete, um sein Mitleid mit dem Unglücklichen zu verbergen. Zugleich ergriff er den eisernen Thürklopfer und schlug damit dreimal an das verschlossene Thor, welches, von einer unsichtbaren Hand geöffnet, sich ächzend in seinen Angeln drehte und dröhnend hinter ihnen zusammenschlug, den Ausgang versperrend.

Von bangem Schaudern und Angst erfüllt, folgte Herr von Eberstein seinen Begleitern, die sich ebenso wenig wie er eines geheimen Grauens zu erwehren vermochten, in das Innere des düsteren Gebäudes. Auf dem schmutzigen Hof saßen und kauerten seltsame phantastische Gestalten, Männer und

Frauen, theils in zerrissene Lumpen gehüllt, theils in abenteuerlichen Gewändern, mit Strohkränzen oder Papierkronen in den wirren Haaren, ihn mit eingesunkenen blutunterlaufenen Augen anstierend, mit blödem Lächeln grinsend oder fratzenhafte Gesichter schneidend.

Einige schrieen und heulten, andere sangen gemeine Gassenhauer und freche Lieder, als plötzlich in der Hausthür ein großer, schwarz gekleideter Herr mit mehreren riesigen Dienern erschien, welche auf seinen Wink mit Stöcken und Peitschen über den lärmenden Haufen herfielen und denselben wie eine wilde Viehherde forttrieben.

Entsetzt und angewidert von dem räthselhaften Schauspiel, starrte Herr von Eberstein den schwarzen Herrn an, der ihn wie ein böser Zauberer auf der Schwelle des unheimlichen Hauses empfing. Niemals glaubte er eine ähnlich abstoßende Physiognomie gesehen zu haben.

Auf dem langen verschrumpften Halse saß ein kahler knöcherner Kopf wie ein Todtenschädel, in dem die stechenden Augen wie dämonische Irrlichter flackerten und unter den zusammengewachsenen Brauen tückische Blicke wie vergiftete Pfeile auf den Gefangenen richteten, während er den ihm von dem Adjutanten übergebenen Brief des Herzogs las.

„Also das ist der Patient," sagte er mit kreischender Stimme, „den wir in Kur nehmen sollen?"

„Auf Befehl Seiner Hoheit," erwiderte der Adjutant förmlich, „werden der Herr Doktor Pankratius —"

„Weiß schon, weiß schon!" krächzte dieser, die fleischlosen Lippen zu einem häßlichen Lachen verziehend. „Kennen unsere Pflicht und werden pünktlich den allergnädigsten Befehl vollstrecken. Wollen mit dem Bürschchen schon fertig werden und ihm die tollen Gedanken austreiben. Nicht wahr, mein Söhnchen?"

Dabei ergriff er mit seinen knöchernen Händen den Arm

des Gefangenen und preßte ihn wie mit einem eisernen Schraubstock so heftig zusammen, daß er laut aufschrie und den schrecklichen Doktor zurückzustoßen suchte; was ihm jedoch nicht gelang, da dieser eine übermenschliche Kraft zu besitzen schien.

„Lassen Sie mich los!“ rief Herr von Eberstein empört. „Wie können Sie sich unterfangen!“

„Warte, mein Söhnchen!“ höhnte der Doktor. „Nur Geduld! werden Dich schon mores lehren; haben noch ganz andere Mittelchen, um Seinesgleichen zu zwingen: schöne Peitschen, liebliche Bänder und Ketten, reizende Zwangsjacken und Drehstühle, angenehme Eisdouchen und meine beste Erfindung, die vorzügliche Hungermethode, mit der ich selbst die wildesten Narren bändige.“

„Ich bin kein Narr,“ versetzte der Gefangene schaudernd, „sondern der herzogliche Hofjägermeister und Freiherr Franz von Eberstein.“

„Ha, ha!“ lachte der Doktor. „Herzoglicher Hofjägermeister und Freiherr Franz von Eberstein! Das bildet Er sich nur ein, wie sich Andere einbilden, Kaiser, Könige, Fürsten, Päpste, der Heiland und der liebe Gott selbst zu sein. Immer dieselbe Geschichte, die alten Phantasmata und thörichte Faseleien.“

„Herr von Saldern wird mir bezeugen, daß ich nur die Wahrheit spreche.“

Aber statt ihm zu antworten und dem an ihn ergangenen Ruf zu folgen, begnügte sich der Adjutant damit, mitleidig die Achseln zu zucken, da er aus Furcht vor dem Herzog nicht zu sprechen wagte, so sehr er auch im Innern den Unglücklichen bedauerte und seinen traurigen Auftrag verwünschte.

„Um des Himmels Willen,“ bat der Gefangene, „reden Sie, Herr von Saldern, und sagen Sie diesem Menschen, wer ich bin!“

„Ist nicht nöthig!“ kreischte der Doktor. „Weiß schon, Wer und Was man ist. Ein maniacus, der sich für den herzoglichen Hofjägermeister Herrn von Eberstein hält, ein Verrückter, der sich allerlei Thorheiten einredet, ein Wahnsinniger, der in ein Tollhaus gehört.“

Der Unglückliche, der jetzt erst die teuflische Bosheit des Tyrannen erkannte, stieß einen verzweifelten Schrei aus und riß sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft aus den Händen seines Peinigers los. Aber im nächsten Augenblick stürzten auf einen Wink des Doktors zwei riesige Wärter auf ihn zu, die ihn mit ihren rohen Fäusten ergriffen und fest hielten.

„In die Narrenzelle mit ihm!“ gebot der wüthende Doktor. „Bindet ihn fest und legt ihm die Zwangsjacke an! Ich werde das Bürschchen schon kirre kriegen und zahm machen. Fort mit ihm!“

V.

Auf Befehl wahnsinnig! Im Irrenhause!

Der bloße Gedanke traf den Unglücklichen wie ein zerschmetternder Keulenschlag und raubte ihm die Besinnung, so daß er unter der Last seines furchtbaren Mißgeschicks ohnmächtig zusammenbrach und von den rohen Wärtern mitleidslos fortgeschleppt wurde.

Als Herr von Eberstein nach längerer Zeit aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich in einer engen dunkeln Zelle, durch deren vergitterte, mit festen Blechläden umschlossene Fenster kaum ein heller Sonnenstrahl schien. Er wollte sich aufrichten, aber die ledernen Gurte fesselten ihn an seiner Bettstelle und hinderten ihn an jeder Bewegung.

Eine steife Jacke von festem Drillich mit langen, über den Handgelenken zusammengeschnürten Aermeln machte ihm den Gebrauch seiner Glieder unmöglich, so daß er hülflos wie ein schwaches Kind dalag, unfähig, sich zu rühren, völlig gelähmt.

Jeder Versuch, sich von seinen Banden zu befreien, war vergeblich; die ledernen Gurte und die enge Zwangsjacke spotteten allen seinen Anstrengungen, so sehr er sich auch bemühte, seine Bande zu zerreißen und seine Fesseln zu sprengen.

Außer sich über seine verzweifelte Lage und empört über diese unwürdige schimpfliche Behandlung erhob der Unglückliche seine Stimme und schrie laut um Hülfe, seine Peiniger ver-

wünschend und gegen die ihm zugefügte Gewalt heftig protestirend. Niemand schien ihn zu hören und unbeachtet verhallten seine Klagen und Flüche.

Von Neuem ließ Herr von Eberstein seinen Hülferuf immer lauter und heftiger erschallen, bis sich endlich die verschlossene Thür öffnete und Doktor Pankratius in Begleitung der beiden Wärter in die Zelle trat, den Gefangenen mit seinen dämonischen Blicken durchbohrend.

„Warum schreit und lärmt man wie ein Toller?“ fragte er grinsend. „Was fällt dem Burschen ein, solchen Skandal zu machen und sich so ungebärdig zu betragen? Solche Extravaganzen können wir nicht dulden und müssen von uns unnachsichtlich bestraft werden. Hat man uns verstanden?“

„Ich bin nicht wahnsinnig,“ versetzte der Gefangene, „und verlange deshalb, frei gelassen zu werden.“

„Was, nicht wahnsinnig?“ entgegnete der Doktor mit höllischem Lachen. „Zeigt Er nicht alle Symptomata eines Verrückten? Schreit Er nicht wie ein Besessener? Bildet Er sich nicht ein, der Hofjägermeister von Eberstein zu sein und allerlei absonderliche Fata und Aventüren mit hohen und allerhöchsten Personen verlebt zu haben? Aber ich werde Ihm schon Seine hochverrätherischen Phantasmata anstreichen und Ihn von Seinen despektirlichen Visionen gründlich kuriren.“

„Ich rufe Gott und die Welt zum Zeugen, daß ich der Freiherr von Eberstein bin, und protestire feierlich gegen eine so himmelschreiende Ungerechtigkeit und unerhörte Grausamkeit. Wenn ich schuldig bin, soll man mich strafen und mir das Leben nehmen; aber Niemand hat das Recht, mir die Vernunft abzusprechen, mich in einem Irrenhause fest zu halten und mir meinen Namen, meine Persönlichkeit und Freiheit zu rauben. Darum werde ich so lange schreien, bis ich gehört werde.“

„Wir werden Ihm den Mund mit einem Kerbel stopfen,“

drohte der Doktor, „und Ihn so lange in der Zwangsjacke fest halten, bis Er ruhig wird und einsieht, daß Er sich geirrt und daß Alles, was Er da schwatzt, nur eine krankhafte Einbildung, eine Täuschung und Hallucination Seines verdrehten Gehirns und Seines confusen Sensoriums ist."

„Aber um des Himmels Willen," fragte der Gefangene, „wenn ich nicht der Freiherr von Eberstein bin, wer soll ich dann sein? Ich muß doch einen Namen haben."

„Er ist und bleibt ein Narr, wie es deren hier viele giebt, erotische und religiöse, verliebte und ehrgeizige, hochmüthige und verzagte, traurige und lustige, junge und alte Narren. Einen Freiherrn von Eberstein, einen Hofjägermeister dieses Namens, kennen wir nicht."

„Lüge, höllische Lüge!" schrie der Unglückliche. „Zu Hülfe, zu Hülfe!"

„Unter die Douche mit dem Verrückten!" gebot der schreckliche Doktor. „Das kalte Sturzbad wird ihn schon kuriren."

Im nächsten Augenblick wurde Herr von Eberstein von den kräftigen Wärtern gepackt und trotz seines Sträubens in ein düsteres Gemach geschleppt, von dessen Decke ein eisiger Wasserstrahl auf sein entblößtes Haupt mit unwiderstehlicher Gewalt herniederstürzte.

Das schlug und peitschte, bohrte und stach wie mit scharfen Lanzenspitzen, wie mit tausend Stecknadelstichen, wie mit spitzen Dolchen. Jeder herabfallende Tropfen verwandelte sich in einen glühenden Nagel, der das Gehirn durchdrang, in ein kaltes Stilet, das den Schädel zerschnitt, in eine feine Zange, die an den Nerven zerrte und riß.

Das schmerzte und brannte, quälte und marterte ihn, als ob alle Geister der Hölle sich vereinigt hätten, ihn zu foltern. Sein Körper zitterte vor Kälte, seine Glieder erstarrten, der

Athem verging ihm und seine Sinne schwanden. Er glaubte, zu sterben und sein Ende nahe.

„Barmherziger Gott!“ stöhnte der Gefangene, halb ohnmächtig, „ich sterbe.“

„Ha, ha!“ lachte der unbarmherzige Doktor. „Das Mittelchen wirkt, eine vortreffliche Medizin, eine wahre Panacee für solche Patienten.“

„Ich will ja ruhig sein,“ flehte der Arme, überwältigt von Schmerz und Schwäche, „und nicht mehr schreien.“

„Bene, optime!“ kreischte der Doktor. „Man bessert sich schon und hat lucida intervalla; man kommt zur Erkenntnis und sieht seinen Irrthum ein; man verspricht, nicht mehr zu raisonniren und keinen Lärm zu machen. Darum wollen wir die Douche aufhören lassen. Aber das sage ich Ihm: bei dem geringsten Rückfall wird Er so lange gedoucht, bis Er die Engel im Himmel pfeifen hört. Hat man es capirt?“

Mit dieser Drohung verließ der Doktor den Unglücklichen, den die Wärter auf sein Geheiß in die Zelle zurückführten, um ihm von Neuem die Zwangsjacke anzulegen, welche ihm erst am nächsten Tage abgenommen wurde.

Von der Nutzlosigkeit jedes ferneren Widerstandes überzeugt, versank Herr von Eberstein in ein dumpfes Brüten über seine verzweifelte Lage. Je länger er darüber nachdachte, desto furchtbarer erschien ihm sein Geschick, desto grausamer und schändlicher die Rache des Tyrannen, der ihn zum geistigen Tode verdammte und statt des Leibes die Seele mordete.

Jetzt war ihm Alles klar. Um den Ruf und die Ehre seines Hauses zu wahren und das Gelingen seiner Pläne zu sichern, hatte der Herzog ihn in das Irrenhaus gesperrt, ihn lebendig begraben und den Mißhandlungen seiner Peiniger preisgegeben.

Das war mehr als ein Mensch zu ertragen vermochte,

schrecklicher als der Tod und entsetzlicher als die Hölle; eine lebendige Leiche; ein bewußter Wahnsinniger, ein Vernünftiger unter Narren, eine bloße Nummer im Irrenhause.

Wilde Entschlüsse und Selbstmordgedanken schwirrten durch sein aufgeregtes Hirn, bis er erschöpft auf sein elendes Lager sank und in einen unruhigen, von schweren Träumen unterbrochenen Schlaf verfiel.

Gestärkt durch einen mehrstündigen Schlummer, erhob sich Herr von Eberstein und verzehrte mit wahrem Heißhunger das ihm von dem Wärter gebrachte einfache Mahl, nachdem er fast vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Selbst der Mangel an Gabeln und Messern störte ihn nicht, die aus Furcht vor einem etwaigen Mißbrauch den Wahnsinnigen versagt wurden. Nach erfolgter Sättigung und Kräftigung kehrte auch die entschwundene Lust zum Leben und der gesunkene Muth zurück. Statt zu verzweifeln, hoffte er wieder mit der Elasticität der Jugend auf eine günstige Wendung des Schicksals, selbst auf seine Freilassung nach erfolgter Verheirathung der Prinzessin, wie ihm der Herzog versprochen hatte.

Um den ihm angedrohten Mißhandlungen zu entgehen und die Wachsamkeit seines Peinigers zu täuschen, fügte er sich scheinbar den Anordnungen des Doktors. Keine Klage kam mehr über seine Lippen und mit heroischer Selbstüberwindung vermied er sorgfältig jede Erinnerung an seinen Namen und Stand, so schwer es ihm auch fiel, seine ganze Vergangenheit zu vergessen und seine Persönlichkeit zu verleugnen.

Getäuscht durch die geheuchelte Ruhe und den Gehorsam des Gefangenen, befreite ihn der Doktor von der Zwangsjacke und gestattete ihm nach einiger Zeit, dann und wann die Zelle zu verlassen und in Gesellschaft der harmloseren Wahnsinnigen unter Aufsicht der Wärter mehrere Stunden des Tages auf dem von hohen Mauern eingeschlossenen Hofe zu verweilen.

So schrecklich ihm auch anfänglich der Anblick dieser Narren, mit ihren verzerrten Gesichtern, ihren rollenden Augen, ihrem blödsinnigen Lachen und ihren tollen Reden war, so überwand er doch nach und nach seinen natürlichen Widerwillen und sein Grauen vor den Verrückten. Allmählich verwandelte sich sein Abscheu in tiefes Mitleid und innige Theilnahme mit den Armen, so daß er darüber sein eigenes Leid vergaß.

Zuweilen sprach er mit Einem oder dem Andern und knüpfte mit ihnen eine Unterhaltung an, welche ihn im hohen Grade interessirte und dazu beitrug, ihn zu zerstreuen und seine bisherigen Vorurtheile zu beseitigen. Der Wahnsinn verlor seine Schrecken und erschien ihm nicht mehr so furchtbar, wie früher.

Stundenlang beobachtete er das wunderbare phantastische Treiben, das ihn vielfach an die Schwächen und Verirrungen der sogenannten Vernünftigen erinnerte, so daß er den Unterschied zwischen Beiden nicht mehr so groß fand. Es war dieselbe Eitelkeit und dieselbe Täuschung; nur daß die Einen sich besser zu beherrschen und ihre Leidenschaften geschickter zu verbergen wußten, als die Andern.

Da saß mitten auf dem Hof ein zerlumpter Bettler und bildete sich ein, der römische Kaiser zu sein; ein Strohbündel sein Thron, eine Weidenruthe sein Szepter, eine Papierdüte seine Krone. An seiner Seite kauerte ein bedauernswürdiges Mädchen, mit bunten Lappen und dürren Kränzen behangen, welche ihren längst gestorbenen oder untreuen Geliebten sehnsüchtig erwartete.

Hier rühmte sich ein alter Alchymist, den Stein der Weisen entdeckt zu haben und Blei in Gold verwandeln zu können, im Besitz von Millionen zu sein. Dort wiegte ein blasses Weib eine häßliche Holzpuppe in ihren Armen und glaubte, ein geliebtes Kind an ihr Herz zu drücken.

Es gab Augenblicke, in denen Herr von Eberstein die armen Wahnsinnigen um ihre Täuschungen beneidete und sie wegen ihrer Illusionen glücklich pries. Je länger er mit ihnen verkehrte, desto nichtiger und eitler erschien ihm die Welt, desto mehr söhnte er sich mit seinem Loose aus, wenn er auch nicht die Hoffnung auf seine Entlassung aus dem Irrenhause aufgab.

Als aber Tage, Wochen und Monate verflossen und er noch immer widerrechtlich festgehalten wurde, bemächtigte sich seiner von Neuem die frühere Verzweiflung und Schwermuth. Der Gedanke, Zeitlebens im Irrenhause leben zu müssen, erschien ihm unerträglich und von Stunde zu Stunde wuchs seine Sehnsucht nach der ihm versagten Freiheit.

Bei Tag und Nacht beschäftigte ihn nur der Gedanke, seinem Peiniger zu entfliehen und sich der Rache des tyrannischen Herzogs zu entziehen, obgleich er sich die damit verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren nicht verhehlte, da er auf Schritt und Tritt bewacht wurde und die starken hohen Mauern ein fast unübersteigliches Hindernis boten. Aber die Liebe zur Freiheit verlieh ihm eine ungewöhnliche Energie und bestärkte ihn in seinem verhängnisvollen Entschluß.

„Fort! nur fort!" sagte er sich immerwährend. „Sonst muß ich selbst noch wahnsinnig werden."

Zu diesem Zweck suchte sich Herr von Eberstein eine genaue Kenntnis von der Lage des Hauses und der nächsten Umgebung zu verschaffen, was ihm nicht allzu schwer fiel. Unter seiner Zelle stand außerhalb der Hofmauer eine einzelne hohe Tanne, welche er früher kaum beachtet hatte.

Wenn es ihm glückte, den Baum zu erreichen, so konnte er sich bequem von einem Ast zum andern schwingen und an dem Stamm herabklettern. Allerdings war dazu ein hoher Grad von Muth und körperlicher Geschicklichkeit erforderlich, da die Entfernung von seiner Zelle bis zu der Tanne mehrere

Fuß betrug und ein Sturz aus dieser Höhe ihn fast sicher tödten mußte. Er schreckte jedoch vor der Gefahr nicht zurück, die er mit Hülfe eines Seils oder einer Strickleiter zu überwinden hoffte.

Vorher aber mußte er die eisernen Gitter und Läden an seinem Fenster beseitigen; wozu ihm die nöthigen Werkzeuge und die unentbehrliche Feile fehlte, ohne die er nichts auszurichten vermochte.

Ein glücklicher Zufall ließ ihn auf dem Hof einen großen eisernen Nagel finden, den er mit keinem goldnen vertauscht hätte. Sorgfältig verbarg er den theuren Schatz vor den Blicken seiner Wärter, um ihn zu seiner Befreiung zu benutzen.

Nachdem er heimlich den Nagel an einem Stein geschärft und zugespitzt, begann er unter dem Schutz der Nacht das mühsame Werk, das nur langsam vorrückte und zur Vollendung viele Wochen brauchte. Während die Bewohner des Irrenhauses schliefen, wachte und arbeitete der Gefangene, daß ihm der Schweiß von der Stirn floß.

Dabei vermied er vorsichtig jedes verdächtige Geräusch; die entstandenen Lücken des Gitters verklebte er mit Brodkrumen, die er mit dem abgefeilten Eisenstaub schwärzte. Seine Hände zitterten, seine Finger bluteten, aber er ließ nicht ab, bis sämmtliche Stäbe locker waren und es nur noch einer kleinen Anstrengung bedurfte, um sie zu entfernen.

Vor Allem aber bemühte er sich, die Wachsamkeit des Doktors zu täuschen. Je aufgeregter und ungeduldiger er war, desto ruhiger und ergebener erschien er. Auch spielte er seine Rolle so gut, daß Niemand den geringsten Verdacht schöpfte.

Zur Herstellung des unentbehrlichen Seils benutzte er sein Bettlaken und seine überflüssige Leibwäsche, welche er in Streifen riß und durch Knoten verknüpfte, bis es die nöthige Länge und Stärke hatte, um einen erwachsenen Mann zu tragen.

Nachdem Herr von Eberstein alle diese Vorbereitungen unbemerkt, in tiefster Stille getroffen hatte, wartete er eine dunkle stürmische Nacht ab, um mit desto größerer Sicherheit seine Flucht zu bewerkstelligen. Kein Stern glänzte am Himmel und dichtes Gewölk verhüllte den Mond. Das Heulen und Brausen des Windes übertönte jedes andere Geräusch und hinderte die Wärter, ihren Dienst zu verrichten.

Mit einiger Mühe zwängte er sich durch das Fenster und ergriff das an einem zu diesem Zweck stehen gelassenen Gitterstab befestigte Seil, an dem er sich vorsichtig herunterließ, zwischen Himmel und Erde wie ein Vogel in der Luft schwebend.

Ein leises Zittern flog durch seine Glieder und seine Zähne klapperten vor Frost und Furcht. Obschon es ihm nicht an Muth fehlte, konnte eine solche Lage selbst den kühnsten Mann erschrecken. Ueber fünfzig Fuß hoch hing er an dem dünnen Seil, das er in Eile nothdürftig aus alter Leinwand zusammengeknotet hatte.

Krampfhaft klammerte er sich mit beiden Händen an der Leine fest, die vom Winde geschaukelt hin und her schwankte und unter seiner Last zu reißen drohte. Langsam glitt er mit geschlossenen Augen nieder; von Zeit zu Zeit ausruhend und innehaltend, wenn die scharfen Streifen ihm in's Fleisch schnitten, oder ein verdächtiger Laut schallte, um zu lauschen und sich zu orientiren, so weit dies in der ihn umgebenden Dunkelheit möglich war.

Ein jäher Windstoß zerstreute auf einen Augenblick das schwarze Gewölk und der hervortretende Mond beleuchtete den Abgrund zu seinen Füßen. Unwillkürlich ergriff ihn ein plötzlicher Schwindel und das Herz des Flüchtlings pochte laut vor Aufregung in der beklemmten Brust.

Das angespannte Seil zitterte und krachte; die Sinne vergingen dem Unglücklichen und er verzweifelte an seiner

Rettung. Dennoch suchte er durch eine instinktmäßige Kraftererregung, indem er sich einen heftigen Schwung gab, die nur wenige Schritte entfernte Tanne zu erreichen und die über der Mauer herabhängenden Zweige zu fassen.

Schon hielt er einen Ast, schon glaubte er an sein Heil, als der dürre Zweig unter der Last brach und zugleich die schwache Leine riß. Unaufhaltsam stürzte der Unglückliche mit einem lauten Schrei aus der Höhe herab in den Hof auf einen Schneehaufen, wo er am nächsten Morgen zwar noch lebend, aber ohne Besinnung von den Wärtern aufgefunden wurde.

Der sogleich herbeigerufene Doktor konstatirte eine lebensgefährliche Gehirnerschütterung, einen vollkommen hoffnungslosen Zustand, so daß er mit Sicherheit den Tod erwartete und den aufgegebenen Patienten lediglich der Sorge der Wärter überließ.

Trotzdem erholte sich der Kranke langsam, wenn auch sein Bewußtsein nicht zurückkehrte. Ein grauer Nebel umhüllte seinen Geist und lastete wie eine schwere Bleiplatte auf seinem Hirn, das in Folge des ausgetretenen Blutes völlig gelähmt schien.

Wochen- und monatelang lag der Unglückliche ohne Besinnung auf seinem Lager, keiner Bewegung, keines Wortes mächtig, unfähig mit der Welt zu verkehren, gänzlich theilnahmlos, ein lebender Todter, ein athmender Leichnam.

Nach und nach stellte sich zwar die verlorene Bewegung und Sprache wieder ein, aber sein Gedächtniß war erloschen, seine Erinnerung verschwunden, er hatte seine ganze Vergangenheit vergessen und vermochte seine Gedanken nicht fest zu halten.

Erst nach längerer Zeit wich diese dumpfe Betäubung, um einer eigenthümlichen fixen Idee Platz zu machen. Er glaubte gestorben zu sein und zur Strafe seiner Sünden sich

im Fegefeuer zu befinden. Das Irrenhaus erschien ihm als Hölle, die Wahnsinnigen als Verdammte, der Doktor als Beherrscher der Unterwelt und seine Wärter als böse Geister und Dämonen.

In diesem Wahn wurde der Kranke durch den Verkehr mit seinen Leidensgefährten bestärkt, wie dies nicht selten in Irrenhäusern beobachtet wird, indem die Erfahrung lehrt, daß zuweilen der Wahnsinn ansteckend wirkt und selbst sonst gesunde Menschen bei längerem Verweilen unter geeigneten Verhältnissen davon ergriffen werden können. —

Während Herr von Eberstein in Folge seiner körperlichen und geistigen Leiden immer mehr den finsteren Mächten verfiel, führte die Prinzessin seit ihrer gezwungenen Vermählung mit dem ungeliebten Fürsten ein freudenloses, qualvolles Dasein an der Seite ihres unwürdigen Gatten.

Weder der Glanz der Krone, noch die Pracht und die Vergnügungen eines glänzenden Hoflebens vermochte sie für den Verlust des Geliebten zu entschädigen, den sie nicht vergessen konnte. Ihre Trauer um ihn wurde noch durch den Mangel an jeder Nachricht über sein ihr unbekanntes Schicksal vermehrt.

Das räthselhafte Schweigen beunruhigte und ängstigte sie auf das Höchste. Vergebens suchte sie im Geheimen seinen Aufenthalt zu erforschen. Niemand konnte ihr die gewünschte Auskunft geben, da außer dem Herzog, den sie nicht zu fragen wagte, und dem Doktor nur noch der durch sein Wort und die Furcht gebundene Adjutant die schreckliche Lage des Herrn von Eberstein kannte.

Ebenso wenig Erfolg hatte ein Brief, den sie an den Grafen von Schulenburg, seinen Oheim, schrieb. Wie dieser ihr mittheilte, war der Vermißte weder in Korfu angekommen, noch sonst gesehen worden. Er war und blieb verschwunden, verloren und verschollen.

Unter diesen Umständen mußte sie annehmen, daß ihm

ein Unglück zugestoßen sei und der Herzog trotz seines Versprechens den Geliebten seiner Tochter heimlich umgebracht habe. Die Prinzessin weinte um ihn wie um einen Todten und trauerte untröstlich um den Verlorenen.

Im Stillen klagte sie ihren Vater als seinen Mörder an und mehr als je haßte sie den aufgezwungenen Gatten, in dem sie den Urheber aller ihrer Leiden erblickte. Offen zeigte sie bei jeder Gelegenheit ihre unüberwindliche Abneigung und ihren Widerwillen dem Fürsten, der, von ihr zurück gestoßen, bald zu seinen früheren Liaisons zurückkehrte und die wüstesten Orgien feierte.

So führten Beide die unglücklichste kinderlose Ehe, welche ihr mit jedem Tage unerträglicher war. Nur aus Rücksicht auf den Herzog unterblieb die von ihr sehnlichst gewünschte Scheidung, duldete die Prinzessin die drückenden Fesseln einer schmachvollen Verbindung, deren Auflösung sie für das größte Glück hielt und mit Ungeduld erwartete.

Getrennt von ihrem Gatten, fern vom Hofe lebte sie in tiefster Zurückgezogenheit auf der ihr zum Wittwensitz bestimmten Heinrichsburg, wo sie sich ungestört ihrem Schmerz und ihrer Trauer um den verschwundenen Geliebten überlassen durfte von schmerzlich-süßen Erinnerungen umschwebt, gleichgültig gegen die ganze übrige Welt.

Als sie eines Tages wieder in solch' trübe Gedanken versunken dasaß, überbrachte ihr ein Kurier aus der Heimath einen Brief von ihrem Bruder, der ihr die schwere Erkrankung ihres Vaters und dessen Wunsch mittheilte, sie noch einmal vor seinem Tode zu sehen.

Obgleich den Herzog die schwere Schuld traf, ihr Lebensglück zerstört zu haben, zögerte sie nicht, ihre kindlichen Pflichten zu erfüllen und zu dem sterbenden Vater zu eilen. Weinend

kniete sie an seinem Lager und benetzte seine kalte Hand mit ihren heißen Thränen.

Bei dem Anblick seiner bleichen unglücklichen Tochter erwachte auch in seinem verknöcherten Herzen die frühere Liebe; im Angesicht des nahen Todes regte sich in seiner Brust das stumme Gewissen und mahnte ihn an seine Schuld. Der stolze unbarmherzige Tyrann zitterte vor dem ewigen Richter und beugte sich vor dem König der Könige, seine Sünden bekennend.

„Meine Juliane!“ stöhnte er schmerzlich. „Ich habe schwer gefehlt und Dir weh, sehr weh gethan. Kannst Du mir verzeihen?“

„Mein Vater!“ versetzte sie bewegt. „Wozu diese traurigen Erinnerungen? Erspare Dir und mir das Leid.“

„Du bist nicht glücklich, elend durch meine Schuld. Aber ich will mein Unrecht wieder gut machen, so weit dies noch in meiner Macht liegt.“

„Die Todten stehen nicht wieder auf und die Verlorenen kehren nicht zurück.“

„Von wem redest Du?“ fragte der Sterbende mit schwacher Stimme.

„Von dem Freiherrn von Eberstein,“ versetzte sie zögernd, „den Du —“

„Du irrst. Ich habe ihn nicht getödtet — er lebt.“

„Er lebt!“

Unwillkürlich stieß sie einen leisen Schrei aus und starrte zweifelnd ihren Vater an, als ob sie an seinen Worten zweifelte und nur eine neue Täuschung vermuthete, obgleich sie nicht glauben konnte, daß er in der Todesstunde sie belügen würde.

„Um des Himmels Willen!“ rief sie, nachdem sie sich einigermaßen gefaßt hatte. „Ich bitte und beschwöre Dich bei Allem,

was Dir heilig ist, bei meiner Liebe, bei Deiner Seligkeit, mir nichts zu verschweigen. Sage mir, wo er ist?"

„Im Irrenhause, auf dem Schreckenstein — wahnsinnig!" murmelte der Sterbende. „Herr von Saldern weiß. — Vergieb, Juliane!"

„Möge Dir Gott vergeben!"

Bald darauf sank der Herzog bewußtlos auf sein Lager zurück und rang mit dem unerbittlichen Tode. Ein banges Röcheln, ein letzter Seufzer, ein krampfhaftes Zucken und Alles war beendet.

Tief erschüttert, von den widersprechendsten Empfindungen und Gedanken erfüllt, folgte die Prinzessin der Leiche ihres Vaters, die mit dem üblichen Glanz feierlich ausgestellt und in der herzoglichen Familiengruft beigesetzt wurde.

Nachdem sie so der kindlichen Pietät genügt und dem Todten die letzte Ehre erwiesen hatte, konnte sie nichts mehr zurückhalten, ihren unglücklichen Geliebten zu sehen. In Begleitung zweier Hofärzte und des Adjutanten von Saldern, der ihr die näheren Umstände mittheilen mußte, eilte sie ohne Zögern nach dem ihr bezeichneten Irrenhause, um den Gefangenen aus seinem unwürdigen Kerker zu befreien und ihn womöglich dem Leben zurückzugeben.

Vor der Prinzessin, die mit einem schriftlichen Befehl des neuen gutmüthigen Herzogs versehen war, öffneten sich sogleich die sonst fest verschlossenen Thore des Irrenhauses. Ein unbeschreiblicher Schmerz schnürte ihr das Herz zusammen und drohte sie zu ersticken, als der von ihrer unerwarteten Ankunft überraschte und auf's Höchste bestürzte Doktor Pankratius sie auf ihr Geheiß in die Zelle des Unglücklichen mit tiefen Bücklingen und unterthänigsten Entschuldigungen führte.

Theilnahmlos, mit blödem Lächeln saß dieser auf dem ärmlichen Lager und stierte sie mit den gläsernen Augen an,

ohne sich ihrer zu erinnern und sie zu erkennen, in stumpfes Brüten versunken.

„Barmherziger Gott!“ rief sie verzweifelnd. „Er kennt mich nicht! Franz! Sieh mich an, erwache!“

Bei dem Klange der ihn einst entzückenden Stimme flog ein flüchtiges Lächeln wie ein heller Sonnenstrahl über sein bleiches eingefallenes Gesicht und unwillkürlich zuckte er zusammen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen.

„Horch!“ flüsterte er, sich langsam aufrichtend. „Sie ruft mich, sie kommt. Endlich, endlich! Wie lange habe ich warten müssen. Nun ist Alles gut, Niemand kann uns mehr trennen. Der Tod ist barmherziger als das Leben; er ist unser Brautwerber und das Grab unser Hochzeitbett. Wir mußten erst Beide sterben, um ewig mit einander vereint zu leben. Ohne Dich war ich in der Hölle, mit Dir komme ich in den Himmel. Gieb mir Deine Hand und führe mich, mein geliebter Engel!“

Ohne die Gegenwart der Aerzte und ihrer Begleiter zu beachten, ergriff die Prinzessin seine abgezehrte Hand, die sie mit ihren Thränen und Küssen bedeckte, auf das Tiefste erschüttert.

„Weine nicht!“ bat der Kranke, ihre Wangen zärtlich streichelnd. „Du darfst nicht weinen. Wir sind ja im Himmel und die Seligen kennen keine Thränen, nur Freude und Wonne. Hier ist es schöner als im grünen Wald und im verschwiegenen Pavillon, schöner noch, als auf der einsamen Insel unter den blühenden Rosen und Myrthen. Hier dürfen wir uns ohne Furcht angehören, ungestraft uns lieben. Hier wohnt Friede, Glück und Liebe.“

Nicht wie ein Wahnsinniger, sondern wie ein begeisterter Dichter, der die Wonnen des Paradieses, die Freuden der Seligen mit schwärmerischen Worten preist, sprach er von einer

überirdischen heiligen Liebe, wie sie nur die reinen Geister, die Engel des Himmels kennen.

Tief ergriffen und gerührt, lauschte die Prinzessin mit schmerzlicher Bewunderung seinen Reden, die ihr wie eine höhere Offenbarung klangen und sie an die entzückenden Träume eines gottbegnadeten Sängers erinnerten, so daß sie ihn kaum zu unterbrechen und aus seinen bezaubernden Visionen zu reißen wagte.

„Franz!“ flehte sie, sich über ihn herniederbeugend, „besinne Dich! Wir sind nicht todt, wir leben und können noch hienieden glücklich sein.“

„Nur die Todten sind glücklich, nur im Grabe ist Ruhe,“ versetzte er mit jener dem Wahnsinn eigenen Beharrlichkeit. „Was suchst Du auf der Erde, wo nur Trübsal, Elend und Bosheit wohnt? Warum willst Du nicht bei mir im Himmel bleiben? Geh' nicht fort, verlasse mich nicht!“

„Nein, nein!“ rief sie, ihn umschlingend, tief erschüttert. „Ich werde Dich nicht verlassen: wir bleiben vereint, bis der Tod uns scheidet.“

Trotzdem die von ihr zu Rath gezogenen Aerzte wenig oder gar keine Hoffnung auf die Wiederherstellung des Unglücklichen gaben, war die Prinzessin fest entschlossen, sich nicht mehr von ihm zu trennen und ihm jedes, selbst das größte Opfer zu bringen.

Nachdem sie sich im Einverständniß mit ihrem Bruder von dem Fürsten geschieden hatte, lebte sie nur noch für den armen Herrn von Eberstein, den sie, wie eine Mutter ihr krankes Kind, behütete und pflegte. Sie liebte ihn mehr als je und seine Hülflosigkeit trug nur noch dazu bei, ihre Zärtlichkeit für ihn zu erhöhen. Dafür hing er an ihr mit der größten Innigkeit und ließ sich von ihr wie ein wirkliches Kind leiten. Auch hatte sein Wahn nichts Schreckliches, son-

dern etwas Rührendes, Mildes, Poetisches, indem er den Träumen eines Seligen, den Phantasien eines glücklichen Dichters glich und ihr tiefer und wahrer erschien als alle Weisheit der Welt. Da ihre eigene Gesundheit in Folge der schweren inneren Kämpfe angegriffen war und die Aerzte auch für den Leidenden einen längeren Aufenthalt in südlichen Ländern und einen Wechsel der Umgebung für zuträglich hielten, so reiste die Prinzessin mit dem Kranken nach Italien, wo auch sein Oheim, der Graf von Schulenburg, seit einiger Zeit als Feldherr der Republik Venedig in Verona lebte.

Mit der herzlichsten Gastfreundschaft und den ihrem Range gebührenden Ehren aufgenommen, fand die Prinzessin auf seinem Schlosse an dem Ufer des Gardasee's, in der Nähe von Riva ein freundliches, allen ihren Wünschen entsprechendes Asyl, wo sie sich ungestört der Sorge um den Kranken und ihrer Neigung zum Wohlthun überlassen konnte.

Ihre Bemühungen blieben nicht unbelohnt. Die herrliche Natur, die reinen milden Lüfte, die tiefe Ruhe und vor Allem die liebevolle Pflege und der sanfte Zuspruch der Prinzessin übten sichtlich mit der Zeit einen günstigeren Einfluß auf den Leidenden aus.

Seine bleichen, eingefallenen Wangen rötheten und füllten sich wieder; seine erloschenen, glanzlosen Augen erhellten sich von Neuem und seine schlaffe, gebrochene Gestalt richtete sich auf. Mit der körperlichen Kraft wuchs auch sein geistiges Vermögen. Seine Gedanken wurden klarer, seine Sprache zusammenhängender, seine Visionen immer schwächer und seltener.

Endlich kam ein Tag, an dem der seine Seele umnachtende Wahn schwand, um nie mehr wiederzukehren. Wie aus einem tiefen, schweren Traum erwachend, saß er mit der geliebten Frau auf der Terrasse des Schlosses im goldenen Abendschein. Ueber Beiden wölbte sich der blaue Himmel, zu ihren Füßen

lag der stille See, und die untergehende Sonne ließ die Berge und Felsen ringsumher erglühen.

In den klaren Fluthen spiegelten sich die rosigen Wolken und die gesegneten Ufer mit ihren weißen Dörfern und Villen. Berauschend dufteten die Rosen, Orangen und Magnolien und aus der Ferne tönten die frohen Lieder und der Lautenklang der heimkehrenden Fischer, denen die Stimmen der sie am Strande erwartenden Frauen und Kinder antworteten.

Die ganze Natur athmete Lust und Wonne und die Herzen der Menschen waren von Freude bewegt; ihre Gesichter strahlten und ihre Augen glänzten von frischer Lebenslust und dem Glück des Daseins.

Plötzlich fühlte sich die Prinzessin von den Armen des Geliebten umschlungen; seine Lippen berührten die ihrigen und verschmolzen in einen alle vergangenen Schmerzen und Leiden aufwiegenden Kuß.

„Juliane!“ rief er, sie an sein Herz drückend. „Ich weiß, daß ich lebe, daß ich liebe. Die Erde ist unser Himmel und die Liebe der Menschen Seligkeit.“

Auf zwei glückliche, nach schwerer Prüfung für immer vereinte Herzen blickte der aufgehende Mond herab, und mild lächelte der alte Freund der Liebenden auf die schöne Erde nieder.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Medicinische
Hausbibliothek.

Sammlung
Populär-medicinischer Vorträge

herausgegeben von

Dr. Ludwig Loewe,

Specialarzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten.

Das Bedürfniß nach Aufklärung in medicinischen Dingen macht sich von Tag zu Tag mehr geltend. Das Publikum verlangt mit Recht über das Wissenswertheste auf diesem Gebiete von ärztlicher Seite unterrichtet zu werden, um so wirksam den Gefahren entgegenzutreten, welche Unkenntniß der hygienischen Bedingungen des Lebens in sich birgt. Andrerseits wird durch Verbreitung wichtiger medicinischer Anschauungen auch den Aerzten ein großer Dienst erwiesen, indem ihnen für ihre Maßregeln dadurch von vornherein der Boden des Verständnisses unter dem Laienpublikum geschaffen wird. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat Dr. **Loewe** es unternommen, unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen **die wichtigsten medicinischen Tagesfragen** z. B. die Diphteritisfrage, die Schwindsuchtsfrage, die Frage nach der Wundbehandlung 2c. in **ganz kurzen**, für das Verständniß der Laienwelt berechneten Vorträgen abzuhandeln.

Erschienen sind folgende Hefte:

1. Heft.	**Die Schwindsucht**	von Dr. L. Loewe.	Preis Mk.	—,30.
2. —	**Die Diphteritis**	— „ —	„ „	—,30.
3. —	**Die Krankh. d. Ohres**	— „ —	„ „	—,40.
4. —	**Die Krankh. d. Nase**	— „ —	„ „	—,40.
5. —	**Die Wundbehandlung**	— „ —	„ „	—,30.
6. —	**Die Halskrankheiten**	— „ —	„ „	—,40.
7. —	**Die Ansteck. Krankh.**	— „ —	„ „	—,40.
8. —	**Die Augenkrankh.**	— „ Stiehl	„ „	—,50.
9. u. 10. Hf.	**Die Ernährung u. d. Magenkrankh.**	v. Dr. F. Wedel.		1,20.